

Außergewöhnliche Gotteserfahrungen

online veröffentlicht auf der Seite <http://catholic-church.org/ao/ps/Gotteserfahrungen.html>, © 2017

Inhalt

I. Problematische und zweifelhafte Beispiele.....	2
I.1. Homer Simpsons Gebet und Hansons Bedingung.....	2
I.2. Mystische Erfahrungen außerhalb des Christentums.....	3
I.3. Privatoffenbarungen, Wunder und mystische Erfahrungen im Urteil der Kirche.....	4
I.4. Maria Valtortas Offenbarungen über das Leben Jesu als Beispiel einer umstrittenen Privatoffenbarung....	5
I.5. Marienfried als Beispiel für eine nicht offiziell anerkannte Marienerscheinung (1940–1946).....	7
I.6. Medjugorje als weiteres Beispiel für eine nicht offiziell anerkannte Marienerscheinung (1981– heute).....	8
II. Oft als glaubwürdig beurteilte Beispiele neuzeitlicher Gotteserfahrungen.....	9
II.1. Die Bekehrung von Blaise Pascal (1654) und die Pascal'sche Wette.....	9
II.2. Die Bekehrung von André Frossard (1935).....	10
II.3. Die Marienerscheinungen von Mexiko und die „Tilma von Guadalupe“ (1531).....	12
II.4. Die Marienerscheinungen in Paris (1830) vor der Vinzenterin Katharina Labouré (1806–1876).....	15
II.5. Die Marienerscheinungen in Lourdes (1858) vor der Müllerstochter Bernadette Soubirous (1844–1879). 	16
II.6. Die Marienerscheinungen von Fatima / Portugal vor drei Hirtenkindern (1917).....	19

I. Problematische und zweifelhafte Beispiele

I.1. Homer Simpsons Gebet und Hansons Bedingung

In einer Episode der beliebten TV-Serie *The Simpsons* versucht Marge ihrem Mann Homer zu erzählen, dass sie mit ihrem dritten Kind schwanger ist. „Ich kann jetzt nicht reden – ich bete“, unterbricht er sie. Und er betet:

„Lieber Gott, die Götter waren gut zu mir und ich bin dankbar. Zum ersten Mal in meinem Leben ist alles absolut perfekt wie es ist. Hier ist also mein Vorschlag für ein Abkommen: Du frierst die Zustände ein, wie sie sind und ich werde nichts mehr verlangen. Wenn das o.k. ist, gib mir bitte absolut kein Zeichen.

[Pause.]

Okay, abgemacht. Aus Dankbarkeit bringe ich Dir diese Gabe von Keksen und Milch. Wenn Du willst, dass ich sie für Dich esse, gib mir bitte kein Zeichen.

[Pause.]

Dein Wille geschehe.“

Diese „Gotteserfahrung“ ist eine eingebildete, Homer möchte natürlich, dass sein Leben so bleibt, wie es ist, und er möchte außerdem die Kekse essen und die Milch trinken. Die von Gott geforderte Bestätigung ist lächerlich, weil sie gerade darin besteht, dass Gott *nichts* tut, also die *normale Alltäglichkeit* nicht unterbrochen wird.

Dass aber auch *außergewöhnliche Geschehnisse* stets nur willkürlich als Eingriff oder Nichteingriff Gottes gedeutet werden können, zeigt die folgende mögliche Variante von Homers Gebet, die sich William Dembski ausgedacht hat (vgl. William Dembski, *Intelligent Design*, Downers Grove: InterVarsity Press, 1999, S. 26):

Lieber Gott, ... ich bringe Dir diese Gabe von Keksen und Milch. Wenn Du willst, dass ich sie für Dich esse, gib mir bitte kein Zeichen.

[Lauter Donner.]

Da es draußen regnet, erwartete ich den Donner. Danke, dass Du mir kein Zeichen gegeben hast.

[Kräftiges Erdbeben.]

Da wir an einer geologischen Bruchstelle leben, sind milde Beben nichts Ungewöhnliches. Danke, dass Du mir kein Zeichen gegeben hast.

[Das Radio geht unerwartet an und der Sprecher beschreibt die krebserregenden Wirkungen von Keksen und Milch.]

Dieser Teil des Landes ist bekannt für seine sonderbaren atmosphärischen Störungen, darum danke, dass Du mir kein Zeichen gegeben hast.

[Eine laute Stimme ruft: ‚Homer, du Blödmann, hier spricht Gott! Lass die Finger von den Keksen und der Milch!‘]

Whoa. Früher als Teenager habe ich oft Drogen gespritzt. Seitdem hatte ich immer mal wieder blitzartige Einfälle und mystische Erfahrungen. Darum: Danke, Gott, dass Du mir kein Zeichen gegeben hast. Amen.“

Angesichts dessen ist es auch zweifelhaft, ob es glaubwürdig ist, was der Atheist Norwood Russell Hanson († 1967) in seinem Essay *What I do not believe* (zitiert in: *Foundations* 5/1, 1997, S. 6) schreibt:

„Ich bin kein widerspenstiger Kerl. Ich würde unter bestimmten Bedingungen Theist sein. Ich bin offen ... Okay. Okay. Die Bedingungen sind folgende: Angenommen, am nächsten Dienstagmorgen, gleich nach dem Frühstück, werden wir alle in dieser einen Welt auf unsere Knie geworfen, durch einen erschütternden und ohrenbetäubenden Donnerschlag. Schnee wirbelt herum, Blätter fallen von den Bäumen und die Erde hebt und senkt sich, Gebäude wanken und Türme stürzen ein. Der Himmel lodert in einem unheimlichen silbrigen Licht, und genau dann, wenn alle Menschen dieser Welt hinaufschauen, öffnen sich die Himmel, die Wolken ziehen zur Seite und geben die Sicht frei auf eine unglaublich strahlende und große Zeus-ähnliche Figur, die sich über uns auftürmt wie hundert Everests. ER runzelt finster die Stirn, während Blitze spielerisch über die Züge seines Michelangelo-artigen Gesichtes huschen, und dann zeigt er mit dem Finger hinunter, *auf mich*. Und er erklärt, so dass jeder Mann, jede Frau und jedes Kind es hören kann: ‚Ich habe die Nase voll von deinen allzu cleveren logischen Haarspaltereien, und von deinen Ansichten über Theologie. Sei versichert, Norwood Russell Hanson, dass ich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit existiere!“

I.2. Mystische Erfahrungen außerhalb des Christentums

Mystische Erfahrungen (Mystik = unmittelbare Erfahrungen des Übernatürlichen) gibt es sowohl im Christentum als auch in anderen Religionen, z.B. im Buddhismus. Diese Erfahrungen haben nicht immer wirklich unmittelbar mit Gott zu tun und lassen sich vielleicht auch natürlich erklären. Das folgende ist ein Beispiel für eine mystische Erfahrung des Zen-Budhisten Kai Kracht. Er beschreibt sie auf der Internetseite <http://www.kaikracht.de/zen/index3.htm> (abgerufen 27.02.2011):

Mein Zen-Erlebnis

Also, es ist Samstag früh, ich sitz' in der Mensa, denn um zehn, in einer halben Stunde, hab ich eine Übung – kein Mensch sonst hält samstags Übungen ab, aber Professorin Dr. Dr. Adolphi ist eine fleißige, schneidige, kluge Frau und so scharfzünftig, dass sie allgemein gefürchtet ist. Kein Student kommt an ihr vorbei, denn sie nimmt im Staatsexamen die Prüfung in Allgemeiner Pädagogik ab. Da muss jeder durch, auch ich. Darum sitz' ich hier. Ich hab noch nie eine ihrer Übungen geschwänzt, bin immer überpünktlich und gut vorbereitet, aber ich hab noch nie gewagt, mich bei ihr auch zu Wort zu melden.

Meine Hausaufgaben habe ich gerade nochmal durchgesehen, und jetzt lese ich, zur Entspannung, noch ein bisschen in Suzuki's Buddhismus-Buch. Es ist still in der Mensa, der Verkaufsschalter ist geschlossen, außer mir sind nur noch drei andere Studenten da, die ein paar Tische weiter sitzen und sich leise unterhalten. Ich kann mich gut konzentrieren. Trotzdem, was Suzuki hier schreibt, das habe ich nicht ganz verstanden, ich les' das lieber nochmal ...

... da, vor meinen Augen wird es hell, verschwommene Konturen werden schärfer, und ich werde mir bewusst, dass ich durch das Mensafenster hindurch nach oben zur Giebelspitze des Vorlesungsgebäudes hinstarre – wie lange schon, weiß ich nicht. Der Giebel ist ca. 20 Meter entfernt, aber ich sehe jetzt alles ganz scharf und vergrößert wie durch eine Lupe, erkenne jede Erhöhung im Rauputz der Giebelwand hellgrau, jede Vertiefung tiefschwarz. Ich wende meine Augen von der Giebelwand ab und staune: Wohin ich auch blicke, alles sehe ich messerscharf, vergrößert und plastisch. Dieses Scharfsehen dauert noch eine ganze Zeit an.

Jetzt spüre ich, wie sich ein heller werdendes Strahlen warm in meinem Körper ausbreitet, wie mich langsam ein Hochgefühl ergreift, ein Glücksgefühl, das mich schier überflutet. Ich könnte lachen und singen und tanzen, aber ich brauche mich gar nicht zu rühren: Ich sitze auf meinem Stuhl in der Mensa, schau lächelnd ins Nichts und seh' und fühle mich lachen und singen und tanzen ...

Die drei Kommilitonen sind aufgestanden und gehen; sie müssen wohl auch zur Adolphi. Ich bleibe noch sitzen, um dieses Wohlgefühl noch etwas auszukosten, aber dann steh ich auch auf, ich bewege mich ganz leicht, und langsam lege ich meine Sachen zusammen. Als ich durch die Mensatür ins Freie trete, bleibe ich unwillkürlich stehen, sehe mit großen Augen in eine veränderte Welt und sauge sie mit einem tiefen Atemzug ein: Alle Dinge sehen plastischer, praller aus, wölben sich mir entgegen und haben selbst etwas von diesem inneren Strahlen, das mich erfüllt.

Allem, was ich da sehe, fühle ich mich auf eine seltsame Weise verbunden. Langsam geh ich los, lächle den Steinen und Blumen im Vorgarten der Mensa zu, begrüße das Gras am Wegrand, die parkenden Autos, zwei eilige Kommilitonen und schließlich den dicken kunstgeschmiedeten schwarzen eisernen Griff der schweren Eingangstür zum Vorlesungsgebäude.

Ohne Eile steige ich die Treppe hinauf. Die Hörsaaltür ist schon zu, die energische Stimme der Adolphi dringt heraus, ich komme zu spät. Aber das macht mir gar nichts. Das Strahlen füllt mich ganz aus, hell und warm, ich bin groß, stark, voller Güte und Freundlichkeit. Ohne Zögern trete ich ein, gehe durch den ganzen Hörsaal und suche mir einen Platz vorn in der dritten Reihe. Meine Gedanken sind auf ungewohnte Weise klar, sie scheinen aus dem Hinterkopf zu kommen und alles zu erfassen. Mehrfach melde ich mich, komme zweimal zu Wort, und am Ende melde ich mich für ein Referat ...

Danach gehe ich langsam, glücklich lächelnd meine neue Sicht der Welt auskostend, durch das kleine Städtchen nach Hause. Die Blumen, Büsche, Bäume am Wege, die Pflastersteine, über die ich gehen, die Menschen, denen ich begegne – alle sind ich und ich bin sie, alles hat den gleichen Pulsschlag, ich bin eingebettet in eine freundliche Welt.

In meiner kahlen Studentenbude sehe ich in meiner Meditations-Ecke das Sitzkissen am Boden, das meine Wirtin schon lange nicht mehr wegräumt, und das große goldene Om-Symbol an der Wand, aber ich habe keine Lust auf Yoga und Meditation – seit diesem Tag habe ich nie mehr das Bedürfnis verspürt, stundenlang zu meditieren. Ich kann auch nicht im Hause bleiben – mein Glücksgefühl sprengt den Raum. Ich zieh meinen Karate-Anzug an und gehe in den Garten, zelebriere ein paar Mal die Kata-Übungsfolge und habe meine Freude an dem konzentrierten harmonischen Fluss meiner Bewegungen. Später kippe ich meine Isetta auf die Seite und schrubbe den Motor vom Winterdreck frei ...

Das Hochgefühl dauert an bis in den Nachmittag, dann ist es irgendwann verflogen – ich entsinne mich, dass ich erstaunt stehenblieb, als mir das bewusst wurde, und dass ich ernüchtert und etwas traurig war: Ein großes, überwältigendes Erlebnis war zu Ende. Nie zuvor hatte ich Ähnliches erlebt, und auch nie mehr danach. [...]

Was bleibt: Ein besserer Mensch bin ich dadurch nicht geworden. Klüger auch nicht. Aber ich bin gelassener geworden. Wenn du weißt, dass du nicht alleine dastehst gegen diese ganze Welt, sondern eins bist mit ihr – was kann dir dann etwas anhaben? Du bist sicher aufgehoben, kannst entspannt in der Gegenwart leben und die Unwägbarkeiten der Zukunft getrost auf dich zukommen lassen, kannst deinen Mitmenschen ohne Angst aufgeschlossen und freundlich begegnen, kannst über deine eigenen Fehler lachen und den Eigenarten anderer gegenüber verständnisvoller, nachsichtiger, toleranter sein. Und meine Suche nach Gott hat aufgehört. Ich habe ihn, wenn du so willst, gefunden: Ich bin es, und du, und der Wind, der Stein, der Klang, der Abendstern ... wir alle zusammen. Ich habe die tiefe Gewissheit – nicht wie eine neu gewonnene Erkenntnis, eher wie ein freigeschaufeltes Urwissen tief drinnen – eins zu sein mit all den Dingen um mich rum, ein Teil, ein Reflex vom großen Ganzen, nichts im Besonderen, nicht zu trennen vom Ganzen. [...]

I.3. Privatoffenbarungen, Wunder und mystische Erfahrungen im Urteil der Kirche

Die Katholische Kirche unterscheidet zwischen der *allgemein verbindlichen Offenbarung*, die mit dem Tod des letzten Apostels (wahrscheinlich Johannes, † um 100 n. Chr.) abgeschlossen und in der Hl. Schrift und der apostolischen Tradition enthalten ist, und den sog. *Privatoffenbarungen*. Diese können inhaltlich nichts Wesentliches zur allgemeinen Offenbarung ergänzen; der Glaube an sie ist daher nicht unbedingt notwendig und kann deshalb kirchlich nicht vorgeschrieben werden. Sie können aber nützliche Anstöße sein, den Glauben an die allgemein verbindliche Offenbarung zu vertiefen. Schriftstellen wie Mk 16,17–18; Joh 14,12; 1 Thess 5,19–20; Offb 11,5–6 bezeugen, dass es echte außerordentliche Gotteserfahrungen auch nach Christi Himmelfahrt geben wird, die man aber nach 1 Thess 5,21; 1 Joh 4,1 kritisch auf ihre Echtheit hin prüfen muss. So urteilt auch die Kirche offiziell über solche Phänomene. Die wichtigsten Kriterien für die Echtheit sind dabei:

1. wissenschaftlich erhärtete Indizien dafür, dass die Phänomene nicht auf natürliche Weise erklärbar sind, wie z.B. Heilungen sog. unheilbarer Krankheiten, die *augenblicklich* eintreten (da natürliche Heilungsprozesse erfahrungsgemäß Zeit benötigen, gilt dies als besonders deutliches Indiz für den übernatürlichen Charakter) und dennoch *dauerhaft* sind.
2. Belege für die Wahrhaftigkeit und das kritische Urteilsvermögen der Zeugen, z.B. durch psychologische Gutachten;
3. Bestätigung der Wahrheit und Sinnhaftigkeit offener Botschaften: Widerspruchsfreiheit der Aussagen und Anweisungen, Übereinstimmung der Behauptungen mit nachprüfbaren Tatsachen, z.B. Eintreten der Prophezeiungen
4. Übereinstimmung der Botschaften mit der Lehre der Kirche;
5. dauerhafte positive Auswirkungen („Früchte“) auf das Leben der Gläubigen (etwa dass viele infolge des Ereignisses zu besseren Christen werden), welche die oft ebenfalls vorhandenen schlechten Wirkungen (wie hochmütige Verachtung gewöhnlicher Gläubiger, Wundersucht, Geschäftemacherei am Ort des Geschehens usw.) deutlich überwiegen.

Nach diesen Kriterien sind zahlreiche Offenbarungen und Wunder von der Kirche offiziell anerkannt worden: Z.B. ist bei jeder Selig- und Heiligsprechung eines Nichtmärtyrers der Nachweis eines Wunders erforderlich, dass sich nach dem Tod des Kandidaten ereignet hat und plausibel auf dessen Fürsprache im Himmel zurückgeführt werden kann (die Seligsprechung beinhaltet die Erlaubnis zu regionaler liturgischer Verehrung, die Heiligsprechung zu universalkirchlicher Verehrung; beides setzt die Überzeugung voraus, dass es sich um einen vorbildlichen Christen handelt, der im Himmel ist; die Seligsprechung ist die Voraussetzung für die eventuell nachfolgende Heiligsprechung). In der offiziellen Liste der katholischen Seligen und Heiligen, dem „Martyrologium Romanum“ (Ausgabe 2004) sind 6650 Heilige und Selige verzeichnet sowie 7400 Märtyrer. Es gibt daher jedenfalls tausende kirchlich anerkannter Wunder.

Zuständig für das offizielle Urteil der Kirche ist normalerweise der Bischof, in dessen Diözese das Phänomen aufgetreten sein soll. Der Apostolische Stuhl bzw. Papst genehmigt hier normalerweise nur die bischöflichen Urteile,¹ kann aber in außerordentlichen Fällen (wie es vermutlich im Fall der Erscheinungen von Medjugorje geschehen wird) den Fall auch an sich ziehen. Es gibt bei offiziellen kirchlicher Untersuchungen am Ende drei mögliche Urteile:

1. *constat de supernaturalitate* (es steht fest, dass die Offenbarung einen übernatürlichen Ursprung hat)
2. *non constat de supernaturalitate* (es steht nicht fest, dass die Offenbarung einen übernatürlichen Ursprung hat)
3. *constat de non-supernaturalitate* (es steht fest, dass die Offenbarung keinen übernatürlichen Ursprung hat).

Das Urteil gilt nicht als unfehlbar und ist reversibel; daher muss es der Gläubige sich nicht zu eigen zu machen, sondern soll die kirchliche Entscheidung lediglich mit dem gebührenden Respekt entgegennehmen und nicht *leichtfertig* ablehnen.

Das *erste Urteil* bedeutet die offizielle kirchliche Anerkennung, dass die Offenbarung glaubwürdig ist; nach einem solchen Urteil sind offizielle Wallfahrten zum Erscheinungsort erlaubt; auch die Erwähnung in offiziellen Gebeten, und die Einrichtung eines Gedenktages im liturgischen Kalender. Die kirchliche Anerkennung bedeutet aber nicht, dass für den Gläubigen die Verpflichtung bestünde, daran zu glauben; und sie bedeutet auch nicht, dass die Kirche alle Botschaften im Wortsinn für wahr hält, denn wie Kardinal Ratzinger (in seiner Schrift über die Ereignisse von Fatima im Jahre 2000) betont hat, gehen auch authentische Bilder und Visionen immer „durch den Filter unserer Sinne, die einen Übersetzungsvorgang zu leisten haben...“ und „...tragen auch die Möglichkeiten und Grenzen des wahrnehmenden Subjekts an sich.“

Das *zweite Urteil* bedeutet, dass ein definitives Urteil noch nicht gegeben werden kann.

Das *dritte Urteil* bedeutet Ablehnung und ist mit dem Verbot einer Aufnahme der Botschaft in den kirchlichen Kult verbunden. Da das Urteil revidierbar ist, dürfen Gläubige auch in diesem Fall anders urteilen und sich für eine Revision einsetzen.

Es gibt oft Streit unter Gläubigen über die Echtheit und Bedeutung einer konkreten außerordentlichen Gotteserfahrung. Besonders wenn noch kein definitives Urteil einer kirchlichen Stelle vorliegt (aber auch im Fall einer definitiven Entscheidung, sofern diese ja nicht irreversibel ist) ist es meist angebracht, eher zurückhaltend zu urteilen und die Argumente beider Seiten wenn möglich positiv zu würdigen. Wichtig ist, dass spezielle außerordentliche Erfahrungen nicht den Kern des Christentums ausmachen; dieser Kern besteht im alltäglichen Leben nach den Geboten, im alltäglichen Gebet und Sakramentenempfang, und in der Reflexion und Verinnerlichung der überlieferten allgemein verbindlichen Offenbarung. Demgegenüber kann das eigene Erleben von (oder glaubensmäßige Teilnehmen an) außerordentlichen Erfahrungen sinnvollerweise nur die Funktion haben, eine (für verschiedene Gläubige in verschiedenem Maße wichtige) *zusätzliche Stütze und Motivation* für den Glauben und das christliche Leben sein: nicht mehr, aber auch nicht weniger.

¹ Die Ritenkongregation erklärte am 6. Februar 1875 mit Bezug die Erscheinungen von Lourdes und La Salette, dass sie vom Apostolischen Stuhl weder autorisiert noch verurteilt, sondern nur erlaubt wurden als etwas, dass *fide humana* [mit menschlichem Glauben] geglaubt werden kann.

I.4. Maria Valtortas Offenbarungen über das Leben Jesu als Beispiel einer umstrittenen Privatoffenbarung

Das Buch *Maria Valtorta* mit dem Titel *Der Gottmensch. Leben und Leiden unseres Herrn Jesus Christus*, deutsche Ausgabe, Hauteville/Schweiz: Parvis-Verlag, 1997 (12 Bände). Das Werk soll auf Diktate Jesu und Mariens, sowie auf Visionen zurückgehen, welche die katholische Mystikerin Maria Valtorta (1897-1961) zwischen 1943 und 1951 hatte. Erstmals erschien das Werk in vier Bänden von 1956 bis 1959. Es behandelt die Geschichte Jesu in detaillierten Visionen.

Als Autoritäten, die das Werk empfohlen haben, sind vorn in Band 1 auf S. 5 folgende abgedruckt:

- ein empfehlendes Schreiben des späteren Kardinals Agostino Bea vom 23. Jan. 1952, der in den von ihm überprüften Heften des gerade im Entstehen begriffenen Werkes „keine irgendwie gearteten Irrtümer“ exegetischer Art gefunden haben will;
- eine (allerdings nur mündlich in einer Privataudienz geäußerte und daher nicht offizielle) Äußerung von Papst Pius XII. vom 26. Februar 1948 (als das Werk noch im Entstehen und noch lange nicht abgeschlossen war): „veröffentlicht das Werk so, wie es ist. Wer es liest, wird verstehen“;
- eine nicht näher datierte Voraussage des hl. Pater Pio, das Werk würde wirkungsvoll in der ganzen Welt verbreitet werden (was aber keine erkennbar positive oder negative Aussage über die Qualität beinhaltet);
- und eine Äußerung von Erzbischof Alfonso Carinci aus dem Jahre 1959, der das Wert „geprüft und gebilligt“ hat.

Es gab aber auch bedeutsame kritische Stimmen:

- In erster Linie ist hier zu nennen, dass die erste vierbändige, anonym und ohne Imprimatur erschienene Fassung sofort nach der Veröffentlichung (1959) durch ein Dekret des Hl. Offiziums vom 16. Dezember 1959, das am 18. Dezember von Papst Johannes XXIII. bestätigt und am 5. Januar 1960 veröffentlicht wurde, auf den sog. *Index der verbotenen Bücher* gesetzt wurde (den Index gab es allerdings in verbindlicher Form nur bis 1966).
- Gleichzeitig mit der Veröffentlichung der Indizierung erschien im Osservatore Romano unter der Überschrift: „Una vita di Gesù malamente romanzata“ eine Stellungnahme, in der auf die Gründe der Indizierung eingegangen wurde: Neben dem „schweren Ungehorsam“, die von der kirchlichen Autorität schon früher verbotenen maschinenschriftlich verbreiteten Texte nun ohne Druckerlaubnis publiziert zu haben, werden die ausgedehnten Dialoge beanstandet, die als wörtliche Zitate dargestellt werden und in denen Jesus geschwätzig und großsprecherisch erscheine. Es würden neue Fakten, neue Gleichnisse und neue Personen beschrieben, und es gebe einige heikle Stellen und gewisse Szenen, wie sie in modernen Romanen vorkämen, die Ordensfrauen und ihren Schülerinnen zu geistlichem Schaden gereichen könnten. Außerdem gebe es Bedenken gegen die katholische Rechtgläubigkeit bei der Darstellung der Ursünde und bei der Bezeichnung Mariens als (nach Christus) „Zweitgeborene des Vaters“.
- 1985 wurde Joseph Ratzinger (damals Kardinal und Vorsitzender der Glaubenskongregation) zu seiner Meinung befragt; daraufhin erinnerte er an das ablehnende Dekret von 1959 und fügte hinzu, diese Entscheidung sei nicht leicht- hin gefällt worden, sondern weil man vermeiden wollte, dass „unbedachten Gläubigen“ ein Schaden zugefügt würde.
- Der Vorsitzende der italienischen Bischofskonferenz, Dionigi Tettamanzi, verlangte 1992, dass bei einer Neuauflage die Inhalte des Werkes bloß als literarische Formen und nicht als übernatürlichen Ursprungs dargestellt werden sollen.

Einige Kritikpunkte im Detail:

1. Der erste Kritikpunkt betrifft eine Passage, in der das Erzählte mit historischen Tatsachen in Spannung zu stehen scheint: Maria Valtorta hat ein Vision von Maria, der Mutter Jesu, und hört, wie diese vor der Erscheinung des Engels ein hebräisches Lied singt. Sie versteht kein Hebräisch, hört aber in dem Gesang ab und zu den Gottesnamen „Jehova“ heraus (Band 1, S. 93). Es ist aber sehr zweifelhaft, ob Maria dies wirklich so gesungen haben kann: Denn es ist ziemlich sicher, dass der Name Jehova aus einer mittelalterlichen Vokalisation des Gottesnamens Jahwe entstand, als man in der Bibel die Konsonanten von Jahwe mit den Vokalen von Adonai (der Herr) versah, um den Leser daran zu erinnern soll, dass er statt des heiligen, für die Juden als unaussprechlich geltenden Namen „Jahwe“ das Wort „Adonai“ (= Herr) lesen soll. Maria kann demnach „Adonai“, vielleicht auch „Jahwe“, aber wohl kaum „Jehova“ gesungen haben.

2. Zwei weitere Kritikpunkte sind Bedenken hinsichtlich der Glaubenslehre. An einigen Stellen wird die *Präexistenz Mariens* (d.h. ihre Erschaffung vor ihrem irdischen Leben als Geistseele im Himmel) und sogar die *Präexistenz der Seelen auch aller anderen Menschen* zumindest nahegelegt. Auf S. 36 von Band 1 wird Spr 8,22-31 zitiert („Der Herr schuf mich ... am Anfang seiner Werke ... vor dem Ursprung der Welt“), und dazu heißt es auf S. 37: „Ihr habt diese Worte auf die Weisheit bezogen, aber sie sprechen von ihr: der schönen Mutter“, also von Maria. Demnach scheint Maria das erste Geschöpf zu sein, das Gott noch vor der Welt erschuf. Spr 8,22-31 wurde allerdings auch in der kirchlichen Tradition und Liturgie in einem mystischen Nebensinn auf Maria (und Christus) bezogen, was man nicht dahingehend deutet, dass Maria vor der Welt real erschaffen wurde, sondern dass sie vor der Erschaffung der Welt im Geist Gottes konzipiert war (wie alles andere auch), wobei ihre Konzeption gegenüber der Konzeption anderer Geschöpfe einen Vorrang hatte (also in diesem Sinne „vor“ diesen war). So könnte die Aussage über Maria auch hier gemeint sein, und dann wäre sie rechtgläubig. Im selben Band auf S. 70 spricht nun aber Gott auch zum Menschen allgemein: „Erinnerst du dich, als du mich das erste Mal sahest, die Sonne meines Antlitzes auf deiner ... eben erschaffenen und noch reinen Seele, die du, kaum aus mir hervorgegangen, befleckt und geschwächt hast?“ Hier liegt die Vorstellung nahe, dass der Mensch von Gott zuerst als reiner Geist oder Engel erschaffen ward, aber dann sündigte und ins leibliche Leben eintauchte, wo er sein himmlisches Wissen verlor, an das er sich aber später unter Umständen wieder erinnern kann. Dies ist eine bekannte Lehren der gnostischen

Esoterik, die mit der klassischen Kirchenlehre zumindest in Konflikt steht, wonach die Menschenseele erst mit oder nach der Empfängnis im Mutterleib geschaffen wird.

3. Moraltheologisch bedenklich ist eine Passage in Band 1 auf S. 41, wo scheinbar gelehrt wird, dass *der einzige Zweck des ehelichen Aktes die Zeugung von Kindern sein sollte*: „Habt ihr je ein männliches Tier gesehen, das sich zum weiblichen begibt steriler Umarmung wegen und zu lasterhaftem Verkehr? Nein. ... sie übernehmen ohne weiteres die ernste und heilige Verantwortung für die Nachkommenschaft. *Diesen alleinigen Zweck muss der Mensch*, der Gott ähnlich ist aufgrund des göttlichen Ursprungs einer Gnade, die ich ihm voll und gänzlich geschenkt habe, *annehmen in der Ausübung des notwendigen animalischen Aktes*“. Die These von der Zeugung als einzig erlaubtem Zweck des ehelichen Verkehrs ist zwar auch von christlichen Theologen hin und wieder vertreten worden, widerspricht aber der kirchlichen Lehrverkündigung, wie sie insbesondere im 20. Jahrhundert klarer entfaltet wurde. Nach dieser offiziellen Lehre der Kirche ist zwar der Geschlechtsakt vor und außerhalb der Ehe nicht statthaft, aber innerhalb der Ehe gibt neben der *Zeugung von Nachkommen* auch den *Ausdruck ehelicher Liebe* als ehrbaren Zweck; und zu vermeiden ist dabei nicht die Lust an sich, sondern nur die ungeordnete (d.h. von der Liebe getrennte) Lust. Der objektiv wertvollste Zweck ist zwar die Zeugung von Nachkommen, der subjektiv wichtigste aber ist der Ausdruck von Liebe (denn ohne Liebe zeugen zu wollen, ist unmenschlich). Die Lehre, dass man beim ehelichen Akt für die Zeugung offen sein soll, bedeutet nicht, dass man bei jedem Akt Zeugen wollen muss, sondern dass man den Akt aus Ehrfurcht vor dem erhabenen Zweck der Zeugung so vollzieht, wie man ihn bei der Zeugung vollziehen würde, also ihn z.B. nicht durch künstliche Verhütungsmaßnahmen verfälscht. Aus gewichtigen Gründen ausdrücklich erlaubt sind aber die sog. natürlichen Methoden der Empfängnisregelung, die darin bestehen, dass man die Natur nicht verändert, sondern beobachtet und für einen die eheliche Liebe vollziehenden Verkehr, der nicht zeugen soll, die unfruchtbare Zeit wählt. Diese erst vor ca. 200 Jahren in Europa bekannt gewordene Methode hatte von Anfang an kirchliche Anerkennung gefunden (*Entscheidungen des römischen Bußgerichts* 1853 und 1880). In der Enzyklika *Casti Connubii* hatte dann Pius XI. (1930) klargestellt, dass Eheleute „auf rechte und natürliche Weise“ auch in unfruchtbaren Zeiten des Zyklus Verkehr haben. Papst Pius XII. war seit 1951 in seiner *Ansprache vom 29. Oktober* (AAS 43,846) mit Nachdruck auf die Erlaubtheit der Zeitwahl aus medizinischen, eugenischen, sozialen und wirtschaftlichen Gründen hingewiesen. Dasselbe findet man in der Enzyklika *Humanae Vitae* Pauls VI (1968), in der zugleich mit der Beanstandung der künstliche Verhütung insbesondere durch die Pille die Erlaubtheit der Zeitwahl-Methode zur Geburtenregelung bekräftigt wurde. Dasselbe steht in *Familiaris Consortio* von Johannes Paul II. (1981). Hervorragende Katholiken und sogar Priester haben bei der Entwicklung moderner natürlicher Methoden aktiv mitgewirkt. So hatte Pfarrer Wilhelm Hillebrand schon 1929/30 als erster die Idee, die Temperaturmessung zur Empfängnisregelung einzusetzen und gilt daher als „Vater der Temperaturmethode in Deutschland“. Die Ehrbarkeit eines nicht-zeugenden Aktes unter Eheleuten lässt sich im Übrigen auch schon aus 1 Kor 7 ableiten.² Schlichte Gemüter könnten also aus den Büchern Maria Valtortas die kirchlich nicht gedeckte Lehre für offenbart halten, jeder nicht der Zeugung wegen vollzogene Geschlechtsakt sei Sünde. Möglicherweise hat Kardinal Ratzinger dies gemeint, als er sagte, „unbedachten Gläubigen“ könne durch das Lesen Schaden erwachsen.

Verteidiger der Echtheit haben es angesichts solcher Kritikpunkte nicht leicht; andererseits wäre es sicher übertrieben, wollte man sagen, dass eine Verteidigung ganz unmöglich ist.

So könnte man zum ersten Kritikpunkt entgegen, dass Maria Valtorta hier womöglich nicht den „Ur-Ton“ des Gesanges, sondern eine „Adaption“ des Gesungenen an ihr Verständnis gehört hat. Diese Interpretation wird plausibler, wenn man in Rechnung stellt, das mystisch Gesehene und Gehörte von der Autorin selbst in (unzulängliche, leicht missverständliche) Bilder und Texte ihres eigenen Verständnisses transformiert worden sein kann. Vgl. hierzu, was Kardinal Ratzinger über den „Übersetzungsvorgang“ des Mystikers durch den „Filter“ seiner Sinne sagt (oben S. 4); so wird auch verständlich, warum es verschiedene Visionen und Auditionen über das Leben Jesu und seine Mutter von anerkannten Mystikern gibt (z.B. von der Sel. Anna Katharina Emmerick und Maria von Agreda), die bei wörtlicher Interpretation sowohl voneinander als auch von historisch ermittelten Tatsachen abweichen (z.B. betreffend Zeit und Ort derselben Szene, Namen von Person usw.).

Die im zweiten Kritikpunkt bemängelten Zitate könnte man auf eine Erschaffung/Konzeption nicht der realen, sondern einer nur idealen Seele im Geiste Gottes am Anfang der Zeiten (d.h. von Ewigkeit her) beziehen, an die sich die reale Seele nur in einem übertragenen Sinn „erinnern“ kann, und die in einem ebenso übertragenen Sinn in Sünde gefallen ist, indem die später erschaffene reale Seele durch eigenen Schuld von der idealen Seele abwich. Man deutet dann also die Präexistenz der Seele in einem nicht-realen Sinn, nach dem Vorbild der oben genannten mystischen Deutung von Spr 8,22-31 auf Maria.

Den im dritten Kritikpunkt angesprochenen Text über den ehelichen Akt schließlich, welcher zum Zweck der Zeugung ausgeübt wird, könnte man vielleicht so interpretieren, dass dieser Akt lediglich als besonders wertvoll und gott-ähnlich hingestellt werden sollte, nicht aber als die einzig sündenfreie Form des Verkehrs. Auch hier könnte man auf eine mögliche Differenz zwischen der Botschaft und deren missverständlicher Formulierung durch die Mystikerin verweisen.

² In 1 Kor 7 setzt sich Paulus mit der Meinung auseinander, dass Geschlechtsverkehr immer Sünde sei (Vers 1). Zwar lobt Paulus die von ihm selbst gelebte ehelos-zölibatäre Lebensform als eine vorzügliche Form der Christusnachfolge, sagt aber auch, dass wer nicht enthaltsam leben könne, „wegen der Gefahr der Unzucht“ heiraten solle (Vers 2), und innerhalb der Ehe sei der Verkehr Pflicht, wenn ein Ehepartners dies verlangt (dies scheint der Sinn von Versen 3-4 zu sein), und er rät den Ehepartnern, sich nicht allzu lange sexuell zu enthalten (Verse 5-6). Paulus erklärt also die „Eheschließung (und damit den ehelichen Verkehr) zwecks Unzuchtsvermeidung“ und den „Verkehr zur Erfüllung der ehelichen Pflicht“ für erlaubt. Nun wären diese Thesen an sich mit der These vereinbar, dass man immer eine Zeugung anstreben soll – dann müsste man eben z.B. beim Verkehr zwecks Unzuchtsvermeidung *außerdem* noch die Zeugung anstreben. Aber: Da Paulus sich hier mit der rigorosen Forderung auseinandersetzt, Geschlechtsverkehr sei *immer Sünde*, so muss man erwarten, dass Paulus hier die *Mindestbedingungen* nennt, unter welchen der eheliche Verkehr erlaubt ist. Und da er die Zeugungsabsicht hier nicht erwähnt, will er offenbar sagen: *allein schon* zwecks Unzuchtsvermeidung und *allein schon* wegen des Wunsches des Partners kann der eheliche Verkehr erlaubt bzw. geraten oder gar geboten sein.

I.5. Marienfried als Beispiel für eine nicht offiziell anerkannte Marienerscheinung (1940–1946)³

Am 13. Mai 1940 ging die 15-jährige Bärbel Rueß (1924-1996) bei Marienfried (Pfaffenhofen an der Roth im Bistum Augsburg) im Wald spazieren, um den Rosenkranz zu beten und ihre am Tag davor verlorene Gebetskette zu suchen, da begegnete ihr eine Frau, die ihr anbot mit ihr den Rosenkranz zu beten, und zwar in einer bisher nicht bekannten Art und Weise (den „Immaculata-Rosenkranz“ mit den Anrufungen „durch deine Unbefleckte Empfängnis rette, schütze, leite, heilige und regiere das Vaterland“). Sie erscheint drei weitere Male im Jahr 1946, bei der letzten Erscheinung hört Bärbel Engel einen theologisch hochstehenden „Dreifaltigkeitsgesang“ singen, der von Befürwortern der Erscheinung als Echtheitsbeweis gewertet wird. Man baut 1946 dort eine Kapelle. Die Seherin heiratete später und war Mutter von fünf Kindern.

Kritiker können darauf verweisen, dass die Seherin 1944 lebensgefährlich an einer Hirnhautentzündung erkrankt war, aufgrund derer Halluzinationen nicht auszuschließen sind. Andererseits ist dies kein zwingendes Argument gegen die Echtheit.

Schon 1950 urteilte die Bistumsleitung vorsichtig: „non constat de supernaturalitate“. 2000 bestätigte Bischof Dammertz von Augsburg dieses Urteil, das die Frage der Echtheit letztlich nicht definitiv beantwortet. In Marienfried existiert eine kirchlich anerkannte Marien-Gebetsstätte, die unabhängig von der Echtheit der Erscheinungen als sinnvoll erachtet wurde.

Dekret des Augsburger Bischofs Dr. Viktor Josef Dammertz vom 20.3.2000

bzgl. der Ereignisse in Marienfried 1946. (Amtsblatt für die Diözese Augsburg 110, 2000, vom 30.03.2000, S. 143f):

Auf dringende Bitte der damals verantwortlichen Seelsorger der Gebetsstätte Marienfried habe ich am 15. Oktober 1993 eine Untersuchungskommission eingesetzt mit dem Auftrag, die Ereignisse in Marienfried vom Jahre 1946 einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen und festzustellen, ob diesen ein übernatürlicher Charakter zugesprochen werden kann.

Diese Kommission verabschiedete am 1. September 1998 einen umfangreichen abschließenden Bericht. Dieser basiert

1. auf der Prüfung des gesamten einschlägigen Aktenbestandes des Bischöflichen Ordinariates Augsburg und aller anderen kirchlichen Institutionen von 1946 bis in die unmittelbare Gegenwart;
2. auf der Einvernahme wichtiger noch lebender Zeugen;
neben anderen wurden insbesondere angehört
– die angebliche „Seherin“ Frau Bärbl Rehm, geb. Rueß (+1996);
– der damalige Ortspfarrer Martin Humpf (+1996);
– dessen Schwester, Frau Anna Humpf;
3. auf den Gutachten von zwei externen, medizinisch qualifizierten Fachleuten, die in der in Frage stehenden Problematik durch einschlägige Publikationen wissenschaftlich ausgewiesen sind.

Ich habe diesen Bericht der vatikanischen Kongregation für die Glaubenslehre vorgelegt, um vor meiner Entscheidung ihren Rat zu erfragen. Im Antwortschreiben vom 18. Juni 1999 teilte der Präfekt mit, dass die Kongregation das Ergebnis der Untersuchung „zustimmend zur Kenntnis“ genommen habe und der Kommission „für ihre sorgfältige und muster-gültige Arbeit Anerkennung und Lob“ ausspreche.

Nach gründlichem Studium des Abschlussberichtes erkläre ich in Übereinstimmung mit den Urteilen meiner Vorgänger und gestützt auf die einstimmig beschlossene Empfehlung der Untersuchungskommission:

Es steht nicht fest, dass den Ereignissen von Marienfried aus dem Jahre 1946 ein übernatürlicher Charakter zukommt. Es bleiben ernste Zweifel bestehen, die es nicht erlauben, sie als echtes, übernatürliches Geschehen anzuerkennen.

Daher bestätige ich die Entscheidung meines Vorgängers, Bischof Dr. Josef Stimpfle, vom 8. Juli 1974, insbesondere die Verfügung, dass „in der kirchlichen Verkündigung weder formell noch materiell von ‚Erscheinungen‘ bzw. von einer ‚Botschaft‘ der Gottesmutter in Marienfried gesprochen oder geschrieben werden“ darf (Amtsblatt für die Diözese Augsburg 84, 1974, vom 12.07.1974, S. 189-191). Publikationen jedweder Art, die im Widerspruch zu diesem Dekret stehen, dürfen in kirchlichen Räumen weder verkauft noch verteilt werden.

Marienfried wird – so hoffe ich – auch in Zukunft als Schönstatt-Heiligtum und als Gebetsstätte unter dem Patronat Mariens, der „Mutter der Kirche“, viele Beterinnen und Beter anziehen. Marienfried ist und bleibt ein Ort des Gebetes, der Verehrung der seligsten Gottesmutter und einer intensiven Seelsorge, in deren Mittelpunkt die Verkündigung des Gotteswortes und die Spendung der Sakramente stehen.

Augsburg, am 20. März 2000, dem Hochfest des heiligen Joseph

+ Dr. Viktor Josef Dammertz, Bischof von Augsburg

³ Vgl. einige Informationen hierzu im Artikel von Gerda Riedl, *Die Gebetsstätte Marienfried*, in: *Kirche Heute* 6/Juni 2016.

I.6. Medjugorje als weiteres Beispiel für eine nicht offiziell anerkannte Marienerscheinung (1981– heute)

A. Erscheinungen in Medjugorje in Bosnien-Herzegowina:

Dort wird seit 1981 von Marienerscheinungen berichtet, die bis heute andauern. Eine so lange andauernde Erscheinungsserie ist bislang beispiellos. Die ersten Seher waren sechs Jugendliche (damals zwischen 10 und 16 Jahre alt):

1. Ivanka Ivankovic,
2. Mirjana Dragicevic,
3. Vicka Ivankovic,
4. Ivan Dragicevic ,
5. Ivan Ivankovic
6. Milka Pavlovic

Die beiden zuletzt genannten Jugendlichen sahen die Erscheinung nur einmal und wurden durch zwei andere ausgetauscht:

5. Marija Pavlovic
6. Jakov Colo.

Alle sind mittlerweile verheiratet und haben Kinder.

Von Kritikern erhobene Einwände gegen die Echtheit sind etwa folgende:⁴

- Es wird behauptet, dass einige unerfüllte Vorhersagen existieren. So wird auf ein Tonbandprotokoll vom 30. Juni 1981 verwiesen, demzufolge die Seher angekündigt hätten, dass nach Aussage der „Gospa“ (kroatisch „Dame“; Bezeichnung für die Gottesmutter) in drei Tagen (demnach am 3. Juli 1981) das Ende der Erscheinungen kommen werde – aber sie gehen bis heute weiter. Eine andere Behauptung dieser Art ist, dass am 29. Juni 1981 die Erscheinung die Heilung eines vierjährigen Jungen angekündigt haben soll, die nicht erfolgte. Befürworter versuchen, diese Einwände zu entkräften, indem sie von erfundenen Behauptungen oder von falsch interpretierten Fakten ausgehen.
- Kritiker argumentieren auch, dass die Erscheinungen Glaubenslehren begünstigen, die mit der traditionellen kirchlichen Lehrverkündigung in Spannung stehen. Verteidiger deuten die beanstandeten Botschaften als mit der katholischen Dogmatik vereinbare neue Formulierungen und Akzentuierungen.
- Ein weiteres Problem ist die einmalig lange Zeitdauer der (bis 2017 ca. 47.000) Erscheinungen, ohne dass ein Ende in Sicht wäre. Insbesondere wartet man auf das Eintreffen eines angekündigten großen Wunders, welches die Echtheit beweisen soll, das aber bis heute aber nicht eingetroffen ist. Die Erscheinungen sind zum alltäglichen Normalfall geworden und erregen kaum mehr Aufsehen: Monatlich werden Botschaften der Gottesmutter empfangen, die zwar meist unanständig sind, aber andererseits von kritischen Lesern auch nicht als außergewöhnlich bedeutsam empfunden werden, wie z.B. Aufrufe zum friedlichen Miteinander, wie man sie ähnlich auch in gewöhnlichen Predigten häufig hören kann.

Verteidiger der Echtheit weisen vor allem auf die vielen am Ort geschehenen Bekehrungen hin; daneben auch auf Zeugnisse über Wunder, vor allem Visionen und Krankenheilungen.⁵

Der zuständige Bischof Pavao Žanić von Mostar († 2000), berief 1982 eine Untersuchungskommission ein und nahm 1984 und 1987 negativ zu den Erscheinungen Stellung, wie auch sein Nachfolger Ratko Perić (seit 1993 Bischof von Mostar) urteilte er: „constat de non-supernaturalitate“. Ein milderer Urteil fällte allerdings 1991 die jugoslawische Bischofskonferenz: „non constat de supernaturalitate“. Der Vatikan setzte 2010 eine Kommission ein, die den Fall begutachten soll, die ihre Arbeit 2014 abschloss; die Ergebnisse wurden aber nicht bekannt gegeben. Die Glaubenskongregation scheint die Echtheit abzulehnen. Andere haben den Vorschlag gemacht, nur die ersten sieben Erscheinungen vom 24. Juni bis 3. Juli 1981 anzuerkennen, die folgenden aber nicht mehr. Über die späteren Erscheinungen witzelte Papst Franziskus, die Gottesmutter sei „nicht als Leiterin eines Telegrafenamtes, das jeden Tag eine Nachricht zu der und der Stunde versendet. Das ist nicht die Mutter Jesu. Und diese angeblichen Erscheinungen haben keinen großen Wert.“

Franziskus hat mehrfach eine baldige endgültige Entscheidung angekündigt, es aber bisher bei der Ankündigung belassen.

⁴ Vgl. die ausführliche Darstellung der Kritikpunkte bei Rudo Franken, *Eine Reise nach Medjugorje. Bedenken hinsichtlich der Erscheinungen*. Mit Beiträgen von Mark Waterinckx und Manfred Hauke, 2. Auflage, Augsburg: Dominus-Verlag 2011.

⁵ Vgl. René Laurentin, *14 Jahre Erscheinungen – Letzte Nachrichten aus Medjugorje: Gebet, Bekehrungen, humanitäre Hilfe. Eine stärkere Bewegung als der Krieg*. 1995; Thomas Müller, *Medjugorje - Ein Charisma und seine Bestätigung durch das Gottesvolk*, Gebetsaktion Wien 2006. Aus neuerer Zeit vgl. auch den Film *Mary's Land* des Spaniers Juan Manuel Coteló (2013), der teilweise ein Dokumentarfilm und teilweise ein Spielfilm ist.

II. Oft als glaubwürdig beurteilte Beispiele neuzeitlicher Gotteserfahrungen

Von den folgenden sechs Beispielen werden die vier letzten in offiziellen kirchlichen Beurteilungsverfahren als glaubwürdig anerkannt, und die zwei ersten (Pascal und Frossard), die nicht offiziell kirchlich beurteilt wurden, werden dennoch von Mystik-Experten oft als glaubwürdig angesehen:

1. Blaise Pascal 1654 (spontane Bekehrung vom lauen zum entschiedenen Katholiken)
2. André Frossard 1935 (spontane Bekehrung vom Atheisten zum Katholiken)
3. Guadalupe 1531 (Marienerscheinung, die zur Bekehrung der Indianer in Mexiko beitrug)
4. Paris 1830 (Marienerscheinung, die zur Verbreitung der sog. „wundertätige Medaille“ führte)
5. Lourdes 1858 (Marienerscheinung, die den berühmtesten Krankenwallfahrtsort etablierte)
6. Fatima 1917 (berühmteste prophetische Marienerscheinung des 20. Jahrhunderts)

II.1. Die Bekehrung von Blaise Pascal (1654) und die Pascal'sche Wette

Pascal († 1662) war ein katholischer Naturwissenschaftler. Er führte physikalische Untersuchungen zum Luftdruck durch, baute die erste Rechenmaschine, und betrieb mathematische Forschungen zu den Themen Geometrie, Algebra und Wahrscheinlichkeitsrechnung. Er hatte 1654 eine Gotteserfahrung, die er auf einem immer mit sich geführten Schriftstück, dem „Mémorial“ (Erinnerungsblatt), festgehalten hat, das nach seinem Tode ein Diener im Futural seines Mantels eingnäht fand. Er veröffentlichte seine philosophisch-theologischen Gedanken in seinem Buch *Pensées* (Gedanken). Pascal formuliert seine mystische Erfahrung im *Mémorial* in stammelnden Worten. Inhaltlich sagt er, dass Gott nicht über das Denken der Philosophen zu finden sei („nicht der Gott der Philosophen und Gelehrten“), sondern dass man Gott erfahre wie Feuer, wobei er auf die Erzählung vom brennenden Dornbusch anspielt (Ex 3,6: „Gott Abrahams, Gott Isaaks, Gott Jakobs“):

Jahr der Gnade 1654

Montag, den 23. November, Tag des heiligen Klemens, Papst und Märtyrer, und anderer im Martyrologium. Vorabend des Tages des heiligen Chrysogonos, Märtyrer, und anderer. Seit ungefähr abends zehneinhalb bis ungefähr eine halbe Stunde nach Mitternacht Feuer

"Gott Abrahams, Gott Isaaks, Gott Jakobs", nicht der Philosophen und Gelehrten. Gewissheit, Gewissheit, Empfinden: Freude, Friede. Gott Jesu Christi

Deum meum et Deum vestrum. "Dein Gott wird mein Gott sein"- Ruth - Vergessen von der Welt und von allem, außer Gott. Nur auf den Wegen, die das Evangelium lehrt, ist er zu finden.

Größe der menschlichen Seele

"Gerechter Vater, die Welt kennt dich nicht; ich aber kenne dich." Freude, Freude, Freude und Tränen der Freude. Ich habe mich von ihm getrennt. Dereliquerunt me fontem aquae vivae.

"Mein Gott, warum hast du mich verlassen." Möge ich nicht auf ewig von ihm geschieden sein.

"Das ist aber das ewige Leben, dass sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen."

Jesus Christus!

Jesus Christus!

Ich habe mich von ihm getrennt, ich habe ihn geflohen, mich losgesagt von ihm, ihn gekreuzigt. Möge ich nie von ihm geschieden sein. Nur auf den Wegen, die das Evangelium lehrt, kann man ihn bewahren.

Vollkommene und liebevolle Entsagung. Vollkommene und liebevolle Unterwerfung unter Jesus Christus und meinen geistlichen Führer. Ewige Freude für einen Tag geistiger Übung auf Erden. Non obliviscar sermones tuos. Amen.

Anhang: In den *Penseés* spricht Pascal von einer Wette, in der es um die Entscheidung für oder gegen den Glauben geht. Pascal behauptet, dass wenn die Frage der Existenz Gottes nicht durch Beweise geklärt werden kann, dennoch die Entscheidung für den Glauben die vernünftigste ist: Hinwendung zu Gott (d.h. Tun des Guten, Beten, Gott Danken) sticht die Abwendung von Gott (d.h. Hinwendung zu irdischen Vergnügungen: Karten spielen, Tanzen, Duellieren usw.) aus. Denn wenn die Chancen für und gegen die Existenz Gottes 50 zu 50 stehen, ist diejenige Wahl vernünftiger, bei der ein größerer Gewinn zu erwarten ist; die Alternativen sind nach Pascal aber folgende:

	Gott existiert tatsächlich	Gott existiert nicht
Man setzt auf seine Existenz	unendlicher Gewinn	kein Gewinn und kein Verlust
Man setzt auf seine Nichtexistenz	unendlicher Verlust	kein Gewinn und kein Verlust

Kritik. Die Pascal'sche Wette ist oft Gegenstand von Diskussionen. Dabei werden drei Einwände gegen Pascals erhoben:

- (1) *Einwand gegen die Behauptung, es gäbe nur zwei Alternativen:* Zu den von Pascal erwogenen Alternativen (Existenz des christlichen Gottes und Existenz keines Gottes) könnten weitere hinzukommen: z.B. Existenz des islamischen Gottes, Existenz unendlich vieler Götter, Existenz eines Gottes, der entweder niemanden oder die Ungläubigen belohnt, Existenz eines Gottes, der alles verzeiht usw.
Entgegnung: Die Befürworter des Pascalschen Arguments entgegneten, dass Pascal nur die *praktische Seite* des Glaubens im Blick hat. Es gibt nämlich nur zwei Alternativen für die Praxis: nach dem Gewissen handeln oder nicht.
Pascal wendet sich außerdem nur an Leute, für die von vornherein nur der christliche Glaube zur Debatte steht.
- (2) *moralischer Einwand:* Was man glaubt, kann man nicht auswählen; man könnte nur Glauben heucheln, was Gott nicht wollen kann.
Entgegnung: Pascal meint nicht den theoretischen, sondern den praktischen Glauben, nämlich das sog. „Praktizieren“: Beten, Weihwasser benutzen, die Messe besuchen usw. Das aber kann man versuchsweise tun, ohne zu heucheln. Pascal rät dem Zweifler, zu praktizieren: Dann werde sich der theoretische Glaube durch positive Erfahrungen automatisch einstellen.
- (3) *Einwand gegen die Gewinn-Rechnung:* Atheisten sprechen im Gegensatz zu Pascal von einem realen Verlust, wenn man auf Gottes Existenz setzt (man verliert angeblich Zeit, Freiheit, Gesundheit, irdische Vergnügungen).
Entgegnung: Pascal setzt diesem Einwand entgegen, dass das Leben nach den Geboten auch schon im Diesseits vielfachen Gewinn bringt: ein gutes Gewissen, Gelassenheit, Dankbarkeit, Unerschütterlichkeit in Krisensituationen, ehrliche Freundschaft usw.

II.2. Die Bekehrung von André Frossard (1935)

Frossard.(1915-1995) war ein französischer Journalist und der Sohn von Ludovic-Oscar Frossard (der einer der Gründer der Kommunistischen Partei Frankreichs war). Er konvertierte 1935 aufgrund einer plötzlichen Gotteserfahrung zum Katholizismus. Von diesem Ereignis berichtet er in seinem Buch *Dieu existe, je l'ai rencontré* von 1969 (deutsche Ausgabe: *Gott existiert. Ich bin ihm begegnet*, 1970) wie folgt:

[S. 8] Ich bin ihm unvermutet begegnet. [...] Es war ein Augenblick der Verblüffung, der noch andauert. Ich habe mich niemals an die Existenz Gottes gewöhnt. Um 17 Uhr 10 Minuten war ich auf der Suche nach einem Freund in eine kleine Kirche eingetreten und verließ sie um 17 Uhr 15 Minuten im Besitz einer Freundschaft, die nicht von dieser Erde war.[...]
[S. 10] Hier sind die Fakten.

[S. 129–143] Es ist der 8. Juli. Ein herrlicher Sommertag. Vor mir öffnet sich, schnurgerade, im vollen Sonnenlicht die Rue d'Ulm bis zum Panthéon hin [...]. Meine seelische Verfassung? Nach dem Zeugnis zu urteilen, welches das Bewusstsein von sich aus liefern kann: ausgezeichnet; ich will damit sagen: ohne jene innere Unruhe, von der man behauptet, sie disponiere zum Mystizismus. Ich habe keinen Liebeskummer. An eben dem Abend [...] habe ich ein Rendezvous mit einer deutschen Studentin (blond, mit den zarten Gesichtszügen der etwas molligen jungen Damen), die in mir die Hoffnung auf eine nicht allzu schwierige Eroberung ihrer Feste geweckt hat. Einen Augenblick später werde ich vergessen, abzusagen. Ich habe keine metaphysischen Ängste. [...] Ich empfinde auch keinerlei Neugierde die Religion betreffend, die einer anderen Epoche angehört. Es ist 17 Uhr 10 Minuten. In zwei Minuten werde ich Christ sein.

Gelassener Atheist, der ich bin, ohne ich wahrhaftig nichts davon, als ich des Wartens müde, kopfschüttelnd über die nicht enden wollenden, unverständlichen Andachtsübungen meines Kameraden, nun meinerseits die kleine Eisentüre aufstoße, um als Neugieriger oder als Zeichner das Gebäude näher in Augenschein zu nehmen, in dem er sich, wie mir vorkommt, schon eine Ewigkeit aufhält. (Tatsächlich waren es höchstens drei oder vier Minuten.) Was man von der Kapelle oberhalb des Portals sehen konnte, war nicht gerade erhehend. ... Es ist eines jener neugotischen Bauwerke aus dem 19. Jahrhundert, von Architekten geschaffen, die es sich offenbar zum Ziel gesetzt haben, Ordnung in den Spitzbogenstil zu bringen, und ihm auf diese Weise Leben und Bewegung genommen haben. Ich schreibe das nicht um des zweifelhaften Vergnügens willen, einen Kunststil zu kritisieren, über den das Urteil bereits gefällt ist, sondern um es ganz klarzumachen, dass künstlerische Erregung bei dem, was nun folgte, nicht im Spiele war. Das Schiff ist klar in drei Teile geschieden. Der erste, beim Eingang, ist den Gläubigen vorbehalten, die im Halbdunkel beten. Bunte Glasfenster, deren Farben durch die Masse der umliegenden Gebäude getrübt sind, werfen ein wenig Licht auf ein paar Statuen und einen blumengeschmückten Seitenaltar. Der zweite Teil wird von den Ordensschwwestern eingenommen, die mit ihren schwarzen Schleiern auf dem Kopf aussehen wie Reihen sittsamer Vögel in ihrem Gestühl aus poliertem Holz. Später werde ich erfahren, dass es Schwestern „von der Sühnenden Anbetung“ sind, einer Kongregation, die als fromme Antwort auf gewisse Exzesse der 48er Revolution gegründet wurde. Verhältnismäßig gering an Zahl gehören sie einem jener kontemplativen Orden an, die die Gefangenschaft gewählt haben, um uns frei zu machen, das Dunkel, damit wir Licht haben, und von denen die materialistische Weltanschauung – für eine oder zwei Minuten noch die meine – sagt, sie seien zu nichts gut auf der Welt. Sie sprechen mit wechselnden Stimmen irgendein Gebet, das von einem Rande des Schiffs zum anderen widertönt, um in regelmäßigen Abständen in den Ausruf „Gloria patri et filio et spiritui sancto“ zu münden, und dann wieder in den ruhig plätschernden Wechselgesang zurückfällt. Ich weiß nicht, dass es sich dabei um Psalmen handelt, dass wir der Matutin beiwohnen und dass ich vom leichten Wellengang des kanonischen Stundengebets gewiegt werde. Der letzte Teil der Kapelle ist hell erleuchtet. Auf dem ganz in Weiß gehaltenen Hauptaltar wird ein riesiges Aufgebot an Pflanzen, Leuchtern und anderen Zierraten von einem großen Kreuz in reicher Metallarbeit überragt ... ich weiß nicht, dass ich das Allerheiligste Altarsakrament vor mir habe, zu dem zwei Reihen brennender Kerzen emporstreben. Neben der Türe stehend, spähe ich nach meinem Freund, und es gelingt mir nicht, ihn unter den knienden Gestalten vor mir zu erkennen. Mein Blick wandert vom Dunkel zum Licht, kehrt zu den anwesenden Menschen zurück, ohne irgendeinen Gedanken mitzubringen, gleitet von den Gläubigen zu den unbeweglich verharrenden Ordensfrauen und bleibt dann, ich weiß nicht warum, an der zweiten Kerze haften, die links vom Kreuz brennt, nicht an der ersten, nicht an der dritten, sondern an der zweiten.

In diesem Augenblick bricht jäh eine Welle von Wundern los [...] Zuerst werden mir die Worte „geistliches Leben“ eingegeben. Sie werden mir nicht gesagt, ich forme sie nicht selbst, ich hörte sie, als würden sie neben mir mit leiser Stimme von einer Person gesprochen, die sieht, was ich noch nicht sehe. Kaum hat die letzte Silbe dieses leisen Vorspiels die Schwelle meines Bewusstseins erreicht, da bricht von neuem die Lawine los. Ich sage nicht: der Himmel öffnet sich; er öffnet sich nicht, er stürzt auf mich zu, schießt plötzlich wie ein stummes Wetterleuchten aus der Kapelle empor, wo er – wie hätte ich es ahnen können – auf geheimnisvolle Weise eingeschlossen war. Wie soll ich's schildern mit diesen abgedankten Worten, die mir den Dienst versagen [...] Der Maler, dem es gegeben wäre, unbekannte Farben zu erschauen, womit sollte er sie malen? Es ist ein unzerstörbarer Kristall, von einer unendlichen Durchsichtigkeit, einer beinahe unerträglichen Helle (ein Grad mehr würde mich vernichten), einem eher blauen Licht, eine Welt, eine andere Welt, von einem Glanz und einer Dichte, dass unsere Welt vor ihr zu den verwehenden Schatten der nicht ausgeträumten Träume zurücksinkt. Es ist die Wirklichkeit, es ist die Wahrheit, ich sehe sie vom dunklen Strand aus, wo ich noch festgehalten bin. Es ist eine Ordnung im Universum, und an ihrer Spitze, jenseits dieses funkelnden Nebelschleiers, ist die Evidenz Gottes, die Evidenz, die Gegenwart ist, die Evidenz, die Person ist, die Person dessen, den ich vor einer Sekunde noch gelehnet habe, den die Christen unseren Vater nennen und dessen milde Güte ich an mir erfahre, eine Milde, die keiner anderen gleicht, die nicht die manchmal mit diesem Namen bezeichnete passive Eigenschaft ist, sondern eine aktive,

durchdringende, eine Milde, die alle Gewalt übertrifft, die fähig ist, den härtesten Stein zu zerbrechen und was härter ist als der Stein - das menschliche Herz. Ihr überwältigender Einbruch ist begleitet von einer Freude, die nichts anderes ist als der Jubel des vom Tod Erretteten, des gerade noch zur rechten Zeit aufgefishenen Schiffbrüchigen, mit dem Unterschied allerdings, dass mir erst in dem Augenblick, da ich dem Heil entgegen emporgerissen werde, zum Bewusstsein kommt, in welchem Schlamm ich, ohne es zu wissen, versunken war – und ich frage mich, der ich noch mit halbem Leibe darin gefangen bin, wie ich darin leben, darin atmen konnte. Zugleich ist mir eine neue Familie geschenkt worden: die Kirche, deren Aufgabe es ist, mich dorthin zu führen, wohin ich gehen muss, denn soviel ist klar, dass trotz des gegenteiligen Scheins mir noch eine Strecke Weges zurückzulegen bleibt. Alle diese Empfindungen, die ich in die ohnmächtige Sprache der Gedanken und Bilder zu übertragen mich mühe, sind gleichzeitig, sind eine in der anderen eingeschlossen, und nach Jahren noch werde ich ihren Gehalt nicht ausgeschöpft haben. Draußen scheint noch immer die Sonne, ich bin ein fünfjähriges Kind, und diese Welt, vorher aus Stein und Asphalt, ist ein großer Garten, in dem es mir erlaubt ist zu spielen, solange es dem Himmel gefällt, mich darin zu lassen.

Willemin, der neben mir geht und etwas Besonderes in meinem Gesichtsausdruck bemerkt zu haben scheint, sieht mich mit der Eindringlichkeit eines Diagnostikers an: „Ja, was hast du denn?“ – „Ich bin katholisch“, und als hätte ich Angst, mich nicht klar genug ausgedrückt zu haben, füge ich hinzu: „apostolisch, römisch“, damit mein Bekenntnis vollständig sei. „Du hast ja die Augen ganz aufgerissen.“ – „Gott existiert, und alles ist wahr.“ – „Nein, wenn du dich sähest!“ Ich sah mich nicht. Ich war eine Eule am hellen Mittag, die zum ersten Mal in die Sonne schaut. Fünf Minuten später erzählte ich auf der Terrasse eines Café's auf der Place Saint André-des-Arts alles meinem Freund, besser gesagt, was mir im Ringen mit dem Unausdrückbaren zu sagen gelang von dieser plötzlich vor mir ausgebreiteten Welt, dieser leuchtenden Wirklichkeit, die ganz still das Haus meiner Kindheit zum Einsturz gebracht und meine geistige Landschaft in Luft aufgelöst hatte. Die Trümmer meiner Gedankengebäude lagen verstreut am Boden umher. Ich betrachtete die Vorübergehenden, die ihren Weg gingen, ohne zu sehen, und dachte an ihr maßloses Staunen, wenn sie ihrerseits erleben würden, was ich eben erlebt hatte. Überzeugt davon, dass ihnen früher oder später dasselbe widerfahren würde, ergötzte ich mich im Vorhinein an der Verblüffung der Ungläubigen und der Menschen, die zweifelten, ohne es zu ahnen. Gott war Wirklichkeit, ja er war sogar hier, offenbart und verhüllt zugleich durch dieses von ihm gesandte Licht, das ohne Worte und ohne Bilder alles verstehen ließ, ja nicht nur verstehen, sondern lieben. Ich weiß sehr gut, dass solche Aussagen etwas Ungeheuerliches an sich haben, aber was soll ich tun, wenn das Christentum wahr ist, wenn es eine Wahrheit gibt, wenn diese Wahrheit eine Person ist, die sich nicht in Unerkennbarkeit verhüllen will?

Das Wunder dauerte einen Monat. Jeden Morgen fand ich mit Entzücken dieses selbe Licht wieder, das den Tag verblassen ließ, dieses selbe Gefühl der milden Güte, das ich nie vergessen werde und das mein ganzes theologisches Wissen ausmacht. Die Notwendigkeit, meinen Aufenthalt auf diesem Planeten zu verlängern, wenn dieser ganze Himmel zum Greifen nahe war, leuchtete mir zwar nicht ganz ein, und ich anerkannte sie auch mehr aus Dankbarkeit denn aus Überzeugung. Indessen verloren das Licht und die milde Güte jeden Tag ein wenig von ihrer Intensität. Schließlich verschwanden sie, ohne dass ich darum von neuem in der Einsamkeit zurückgeblieben wäre.

Die Wahrheit sollte mir jetzt auf andere Weise geschenkt werden: ich sollte sie suchen, nachdem ich sie gefunden hatte. Ein Pater vom Orden vom Heiligen Geist übernahm es, mich auf die Taufe vorzubereiten, indem er mich in der Religion unterrichtete, von der ich, wie ich nicht noch einmal zu betonen brauche, nichts wusste. Was er mir von der christlichen Lehre sagte, erwartete und empfing ich mit Freuden. Die Lehre der Kirche war wahr bis zum letzten Beistrich, und ich nahm jede Zeile mit immer erneutem Beifall zur Kenntnis, so wie man einen Schuss ins Schwarze beklatscht. Nur etwas überraschte mich: die Eucharistie. Nicht dass sie mir unglaublich geschienen hätte, sondern dass die göttliche Liebe diesen einzigartigen Weg gefunden hatte, sich mitzuteilen, erregte mein höchstes Staunen, und vor allem dass sie zu diesem Zweck das Brot erwählt hatte, die Speise der Armen und die liebste Nahrung der Kinder. Von allen vor mich hingestreuten Gaben des Christentums war diese die schönste.

So mit Gnaden überhäuft, glaubte ich, dass mein Leben ein Weihnachten ohne Ende sein würde. Die erfahrenen Personen, denen ich mich anvertraute, hatten gut reden: sie mochten mich warnen, dass dieser bevorzugte Zustand ein Ende nehmen werde, dass die Gesetze des geistlichen Wachstums für alle dieselben seien, das nach dem beglückenden Ausflug in die grünen Gefilde der spürbaren Gnade, die schwer zu erstürmenden Felsen kommen würden, dass ich nicht immer dieses selige Kind bleiben würde: ich hörte nicht auf sie. Ich war fest entschlossen, nicht ein zweites Mal den Fehler zu begehen, erwachsen zu werden. So sah meine Weisheit aus, sie war weniger zuverlässig als die der anderen.

Sie behielten recht, nicht ich. Nachdem der Festgesang verklungen war, hieß es wieder, mit den Dingen leben, mit dem Stein und dem Asphalt einer Welt, die allmählich und verstohlen wieder ihre alte Gestalt annahm. Es kam ein Karfreitag, es kam ein Karsamstag, es kam das Schweigen, in dem ein Schrei erstirbt. Zweimal ist das größte Leid, das Menschen treffen kann, in meinem Hause eingekehrt.

Die Väter werden mich verstehen, die Mütter noch mehr, ohne weitere Worte. Zweimal bin ich den Weg zu dem ländlichen Friedhof gegangen, wo mein Platz schon bezeichnet ist, und habe im Grauen die Erinnerung an Gottes Barmherzigkeit gesucht. Unfähig zur Auflehnung, ausgeschlossen von der Zuflucht des Zweifels (woran sollte ich zweifeln, außer an mir selbst?), habe ich mit diesem Schwert in der Brust gelebt, wissend, dass Gott die Liebe ist.... Das Grab, das das meine sein wird, bildet den Winkel zweier Alleen. Eines Tages sah ich mit zerstreuter Neugierde nach, wem das Grab gehöre, das ihm genau gegenüber liegt: es war die Grabstätte der Schwestern von der Sühnenden Anbetung. Ich weiß zu gut, wie verschieden und wie unbezweifelbar das Eingreifen des Heiligen Geistes ist, um hier von einem Zeichen zu sprechen. Mir genügt die Tatsache. 500 Kilometer von hier werden die kleinen Schwestern, die meiner Geburt beigewohnt haben, auch in der Stunde meines Todes anwesend sein, und ich denke, ich glaube, ich weiß, dass diese beiden Augenblicke ein und derselbe sein werden, wie auch die Verlorenen eins sein werden, wenn einmal jene milde Güte wiedergefunden sein wird.

II.3. Die Marienerscheinungen von Mexiko und die „Tilma von Guadalupe“ (1531)⁶



1521 hatte der Spanier *Hernán Cortéz* die Azteken besiegt und Mexiko für die Spanier erobert; die Christianisierung des Landes begann, aber die Missionsarbeit hatte aber nur geringe Erfolge. Schon 1524 wurde ein Azteke namens Cuauhtlatohuac mit seiner Frau getauft und erhielt den Namen *Juan Diego*. Seine Frau, die den Namen Maria Lucia annahm, starb 1529. Im Jahre 1531, zehn Jahre nach der Eroberung Mexikos durch die Spanier, hatte Juan Diego vier Tage lang, vom 9. bis 12. Dezember mehrere Marienerscheinungen auf dem Hügel Tepeyac nahe der Azteken-Hauptstadt Tenochtitlan, aus der später Mexiko-Stadt, die Hauptstadt von Mexiko wurde. Auf dem Tepeyac-Hügel hatte zuvor ein Heiligtum der Azteken-Göttin Tonantzin gestanden, das von den spanischen Eroberern zerstört worden war (ihr Name bedeutet in der Nahuatl-Sprache der Azteken: „unsere verehrungswürdige Mutter“).

9. Dezember 1531: *Juan Diego* ist auf dem Weg von Tolpetlac nach Tlatilolco, um dort zur Messe zu gehen. Kurz vor Sonnenaufgang erreicht er den Hügel Tepeyac. Er hört plötzlich Geräusche wie Vogelgesang, diese brechen ab, und er hört eine Frauenstimme, die ihn in der Koseform ruft: „Juanito! Juan Diegoito!“ Er geht auf die Stimme zu und sieht auf dem Gipfel des Tepeyac eine lichtstrahlende, schöne, dunkelhäutige Frau, gekleidet wie eine Aztekenprinzessin, die sich ihm vorstellte als die immerwährende heilige Jungfrau Maria, die Mutter des wahren Gottes, von dem alles Leben kommt. Sie bittet ihn in seiner Indianersprache Nahuatl, zum Bischof in die Stadt zu gehen und ihm ihren Wunsch vorzutragen: das Errichten einer Kapelle auf dem Tepeyac. *Juan Diego* geht in die Stadt, wird dort nach langer Wartezeit zum Bischof Zumárraga, einem Franziskaner, vorgelassen und berichtet ihm von der Erscheinung und der aufgetragenen Botschaft. Der Bischof glaubt dem Azteken nicht und schickt ihn weg. Der Tag geht bereits zu Ende, als er auf dem Heimweg zum Tepeyac gelangt. Wieder steht dort die lichtstrahlende Frauengestalt, und *Juan Diego* berichtet von seinem Besuch beim Bischof. Die Frau bittet ihn,

am nächsten Tag nochmals zum Bischof zu gehen, um ihren Wunsch vorzubringen. *Juan Diego* verspricht es und geht nach Hause.

10. Dezember 1531: Nach dem Besuch der Messe in Tlatilolco geht *Juan Diego* erneut in die Stadt und bittet, beim Bischof vorgelassen zu werden. Nach etlichen Stunden des Wartens kann er endlich Bischof Zumárraga die Botschaft der Frau ausrichten, doch der Bischof verlangt zuvor ein himmlisches Zeichen, einen Beweis für die Echtheit der Erscheinung. *Juan Diego* geht zum Tepeyac, ohne zu bemerken, dass er von Spionen des Bischofs verfolgt wird. Diese aber verlieren ihn aus den Augen: *Juan Diego* ist plötzlich verschwunden, und vergeblich suchen die Männer des Bischofs die ganze Umgebung nach ihm ab. *Juan Diego* aber steht zur gleichen Zeit auf dem Hügel des Tepeyac vor der lichten Frauengestalt, ihr die Bitte des Bischofs um ein Zeichen vortragend. Die Erscheinung ist einverstanden und bittet *Juan Diego*, am nächsten Tag wieder hierher zu kommen.

11. Dezember 1531: *Juan Diego* fand seinen Onkel sterbenskrank vor, kümmert sich um ihn und lässt das „Date“ mit der Jungfrau Maria platzten. In der Nacht zum 12. Dezember wird er von seinem Onkel nach Tlatilolco geschickt, um einen Priester zu holen.

12. Dezember 1531: Um nicht von der Erscheinung aufgehalten zu werden, macht *Juan Diego* – es fängt bereits an zu tagen – einen Umweg. Doch wieder sieht er die lichte Frauengestalt: sie kommt ihm vom Hügel herab entgegen und schneidet ihm den Weg ab. *Juan Diego* erklärt sein Ausbleiben am Vortag und das Ziel seines Ganges. Die Erscheinung versichert ihm, sein Onkel sei von diesem Augenblick an gesund. Er solle nun auf den Gipfel des Tepeyac steigen, um die Blumen, die er dort vorfindet, zu pflücken und zu ihr herabzubringen. *Juan Diego* steigt auf den Hügel und findet in der Tat blühende Blumen vor – an einem Ort, wo sonst nur Dornen, Disteln, Kakteen und Felsen zu finden sind, und zu einer Zeit, wo keine Blumen blühen können: im Dezember, noch dazu am frühen Morgen. *Juan Diego* trägt die Blumen in seinem Kaktusfasermantel – der Tilma – herab zu der Erscheinung. Diese greift in die Tilma und macht sich an den Blumen zu schaffen. Sie bittet ihn, in die Stadt zu gehen, auf keinen Fall die Tilma zu öffnen, bis er vor dem Bischof stehe. Die Blumen seien das verlangte Zeichen, nun solle man ihrem Wunsch nach einer Kapelle auf dem Tepeyac nachkommen. Wieder will man ihn nicht zum Bischof vorlassen. Die Leute werden jedoch neugierig, weil *Juan Diego* offensichtlich etwas vor ihnen in seiner Tilma verbirgt. Als er, von ihnen gedrängt, die Tilma einen Spalt breit öffnet, sehen die Leute die Blumen und wollen nach ihnen greifen. Sonderbar: diese Blumen, so real sie auch wirken, ließen sich nicht herausnehmen – sie wirken jedesmal wie gemalt oder eingenäht. Endlich bringt man *Juan Diego* zum Bischof Zumárraga. Zugewogen sind noch ein Dolmetscher sowie einige Neugierige. Nachdem *Juan Diego* einen Bericht über die weitere Erscheinung gemacht hat und seine Tilma öffnet, um das Zeichen der Jungfrau Maria vorzuweisen, schauen alle wie gebannt auf den Stoff: sie sehen ein wunderschönes farbiges Bild der Jungfrau Maria – so wie sie dem Azteken auf dem Tepeyac erschienen war. Vor Erstaunen sprang der Bischof von seinem Sitz auf und fiel auf die Knie. „Ja, ich werde der Himmelskönigin ihr Gotteshaus errichten“, versprach er nun.

Am nächsten Tag begleitete der Bischof *Juan Diego* in das Dorf, in dem sein Onkel wohnte: Diesen fand man geheilt vor. Die Gottesmutter war auch dem Onkel, *Juan Bernardino*, erschienen und hatte ihn getröstet, dass sein Neffe später kommen werde. „Er wird mit dem Bischof kommen“ sagte sie voraus, „wenn er bei dir eintrifft, sage ihm, unter welchem Namen ich in meinem Heiligtum verehrt werden möchte: die immerwährende Jungfrau, die Heilige Maria, die Coatloxoqueuh“; das letzte Wort bedeutet im Nahuatl-Dialekt „Schlangenzertreterin“. Der Übersetzer verstand das Wort falsch, er hörte „Guadalupe“ (Name des berühmtesten spanischen Wallfahrtsortes, in dem auch eine Marienfigur verehrt wird: die sog. schwarze Madonna). Seitdem heißt das Bild „unsere liebe Frau von Guadalupe“.⁷

⁶ Vgl. Badde, Paul, Maria von Guadalupe. Wie das Erscheinen der Jungfrau Weltgeschichte schrieb, Berlin 2005.

⁷ Offenbar gibt es also eine Beziehung zwischen 1531 in Mexiko entstandenen Bild und der viel älteren Statue der sog. „schwarzen Madonna von Guadalupe“ in der Provinz Extremadura in Spanien. Die schon damals sagenumwobene spanische Marienstatue ist der legendarischen Überlieferung zufolge schon im 1. Jh. von hl. Evangelisten Lukas persönlich angefertigt worden, und soll zusammen mit den Reliquien des hl. Lukas im 4. Jh. nach Konstantinopel gekommen sein. Als der spätere hl. Papst Gregor der Große 581 dort als Gesandter zugegen war, habe er die Statue geschenkt bekommen und dem späteren hl. Erzbischof Leander von Sevilla gegeben, der ihre Verehrung in Spanien förderte. 711 oder bald danach sei sie vor den Mauren, die damals Spanien eroberten, versteckt worden und konnte danach lange Zeit nicht mehr aufgefunden werden. Zwischen 1252 und 1326 aber soll Maria einem einfachen Hirten namens Gil Cordero erschienen sein und ihn angewiesen haben, den Bischof von Cáceres und seine Priester zu bitten, an einer

Als das Bild der „Jungfrau von Guadalupe“ in der Kathedrale von Mexico City aufgestellt wurde, kamen Hunderttausende, um „die Mutter des Gottes des weißen Mannes“ zu sehen. Alle, die das Bild sahen, verstanden seine Botschaft. Für die Christen war es die „Frau, mit der Sonne bekleidet“, für die Azteken bedeutete es, dass sie größer war als der gefürchtete Sonnengott Huitzilopochtli, dem sogar Menschenopfer dargebracht wurden. Während zuvor die meisten Azteken die Religion der verhassten Eindringlinge ablehnten, bekehrten sich in den folgenden Jahren über neun Millionen Indianer zum christlichen Glauben, und es kehrte Friede ein.

Man spricht von zahllosen Wundern: Eines der ersten und größten soll sich ereignet haben, als die Tilma 1531 in einer feierlichen Prozession in die neu errichtete Kapelle überführt wurde. Einige der Indianer schossen in der Begeisterung Pfeile in die Luft, von denen einer einen Zuschauer im Nacken traf und auf der Stelle tötete. Der Tote wurde von der entsetzten Menge in die Kapelle gebracht und vor dem Bild niedergelegt, während Zigtausende um seine Rettung beteten. Minuten später öffnete er seine Augen und war vollkommen geheilt. Das größte Wunder aber ist die Tilma selbst. Gewöhnlich liegt die Lebensdauer der Agavepflanzenfasern bei 20 Jahren, doch nach 480 Jahren weist der Umhang nicht das geringste Zeichen des Verfalls auf; die Farben wirken frisch wie am ersten Tag. Nach wissenschaftlichen Untersuchungen mit dem Mikroskop scheint das Bild kein Gemälde zu sein (keine bekannten Mahlmateriale konnten nachgewiesen werden, es fehlen Pinselstriche, Vorzeichnungslinien, Untermalung, Grundierung, Leimung, schützende Lackierung etc.). Das größte Rätsel sind die Augen: Auf vergrößerten Fotografien der Augen erkennt man in den Pupillen einen sitzenden Indio sowie die Gesichter von Bischof Zumárraga und Dolmetscher Gonzales.

Details zur „Tilma“ von Guadalupe (nach <http://web246m.dynamic-kunden.ch/maria/guadalupe.html#Forschung>)

Es handelt sich um grobes Gewebe aus Maguey-Kaktusfasern, 1,67 mal 1,05 m groß, aus zwei Hälften bestehend, in der Mitte durch eine Naht zusammengehalten, ein allgemein übliches Obergewand der Azteken, vorn wie eine lange Schürze getragen oder wie ein Mantel um die Schultern gehängt.

Es weist die folgenden faszinierenden und teilweise sehr rätselhaften Besonderheiten auf:

- Das Mahlmateriale ist unbekannt, es scheint weder pflanzlichen noch tierischen noch mineralischen Ursprungs zu sein.
- Pinselstriche sind nicht vorhanden.
- Vorzeichnungslinien und Vorzeichnungsskizzen existieren nicht.
- Spuren von Untermalung, Grundierung oder Leimung fehlen, und ohne all dies ist es eigentlich so gut wie unmöglich, auf der Oberfläche des groben Stoffes zu malen.
- Eine schützende Lackierung fehlt trotz unerklärlich guter Erhaltung von Bild und Stoff.
- Unebenheiten auf dem Gewebe sind gezielt ausgenutzt, um dem Gesicht Tiefe zu geben.
- Die Bildseite auf der Tilma ist merkwürdig geglättet, die andere Seite glänzend weiß und weich. Wie es zu den zwei unterschiedlichen Materialeseiten kommt, bleibt unklar.
- Zur Lichtbrechung wurde bei der Untersuchung durch Smith und Callahan 1979 festgestellt: Die Farben verhalten sich wie Farben auf Vogelfedern, Schmetterlings- oder Käferflügeln: sie verändern sich beim Betrachten aus verschiedenen Blickwinkeln.
- Die Tilma ist einseitig durchsichtig: Das Bild auf der Vorderseite kann deutlich durchscheinend von hinten gesehen werden – aber ein rätselhafter grüner Fleck auf der Rückseite kann von der Vorderseite aus nicht gesehen werden.
- Die rosa Farbe auf dem Bild ist ungewöhnlicherweise infrarotdurchlässig.
- Aus der Entfernung erscheint das Bild größer und es scheint beim Näherkommen zu „schrumpfen“; Gesicht und andere Details sind nicht aus der Nähe, sondern erst aus einigen Metern Entfernung deutlich zu erkennen.
- Die Augen des Gesichtes auf der Tilma bilden das größte Rätsel: In beiden Augen spiegelt sich die damalige Szene der Bildentstehung im Jahr 1531 vor dem Bischof mit Verzerrungen in Abhängigkeit von den Gesetzen der Krümmung der Hornhaut, und im zweiten Auge um genau den Faktor verschoben, wie es sich in einem lebendigen Auge zeigen würde.

Die 1956 entdeckten Lichtreflexe in den Augen der Figur auf der Tilma sind auch deshalb so rätselhaft, weil Lichtreflexe im menschlichen Auge der Wissenschaft erst seit Helmholtz' Entdeckung in den 1880er Jahren bekannt sind. Woher sollte der Hersteller dieses Bildes im Jahre 1531 davon Kenntnis gehabt haben? Zudem stellte man 1958 fest, dass in den Augen der Tilma auch der erst 1823 entdeckte sog. Purine-Sanson-Effekt korrekt abgebildet ist: ein illuminiertes Objekt wird im menschlichen Auge an drei verschiedenen Stellen abgebildet. Die sich in den Augen widerspiegelnde Szene enthält nach moderner Computerbildanalyse einen sitzenden Indio; die Gesichter von möglicherweise Bischof Zumárraga und Dolmet-

bestimmten Hügel am Ufer des Guadalupe-Flusses (das Wort „Guadalupe“ ist wohl von arab. Wadi-al-Lubben, verborgendes Flussbett, abgeleitet) zu graben. Der Hirte benachrichtigte die Geistliche, die erst aufgrund gewisser Beglaubigungswunder auf ihn hörten (Auferweckung seiner Kuh und seines verstorbenen Sohnes) und so wurde die seit über 500 Jahren verschwundene Marienfigur wieder ausgegraben. So weit die legendarische Überlieferung, deren Historizität ist manchem Punkten gewiss in Frage gestellt werden kann (aufgrund ihres „romanischen“ Stils wird die Skulptur meist ins 12. Jh. datiert; das älteste erhaltene Manuskript der Legende datiert auf das Jahr 1340). Über der in dieser Legende bezeichneten Fundstelle wurde dann jedenfalls eine kleine Kirche und später ein Kloster errichtet, um das herum die kleine Siedlung Guadalupe entstand. Besonders König Alfons XI. „der Rächer“ (1312–1350) verehrte die Jungfrau von Guadalupe sehr: Vor der entscheidenden Schlacht am Salado in Südspanien gegen die Mauren im Jahre 1340 (in der letzten Phase der Reconquista) bat er sie um Beistand, und nach dem Sieg veranlasste er einen großzügigen Ausbau des Wallfahrtsortes. 1389 übernahm der Hieronymitenorden das neue Kloster und baute es, gefördert durch die Könige, zum königlichen Kloster weiter aus; es gehört heute zum UNESCO-Weltkulturerbe, heute leben dort Franziskaner. Im Jahr 1492, als die katholischen Könige in Granada die letzten Gebietsreste auf der spanischen Halbinsel von den Mauren zurückeroberten und Christoph Kolumbus in ihrem Auftrag die Seefahrt nach Indien unternahm und tatsächlich in der Neuen Welt an Land ging, hatte auch Kolumbus zuvor die Jungfrau von Guadalupe um ihren Beistand gebeten und in Guadalupe hatte er den Vertrag mit den katholischen Königen unterzeichnet. Zum Dank an die Jungfrau nannte er eine Inselgruppe in Amerika „Santa Maria de Guadalupe de Estremadura“, dies war die heute zu Frankreich gehörende Inselgruppe Guadalupe der kleinen Antillen. 1496 wurden in Guadalupe die ersten „Vorzeige-Indianer“ im Lendenschurz getauft, die Kolumbus aus der Neuen Welt mitgebracht hatte. Diese Taufszene, in Bronze gegossen, ist an der Klostermauer zu sehen. Nach dem Erfolg des Unternehmens von Kolumbus wurde es Brauch, dass die spanischen und portugiesischen Entdeckungsreisenden vor ihrem Aufbruch stets eine Wallfahrt nach Guadalupe unternahmen, und auch nach glücklicher Rückkehr kamen sie wieder nach Guadalupe, dankten der Madonna und spendeten von den mitgebrachten Schätzen, wodurch das Kloster zu großem Reichtum kam. So war Guadalupe Jahrhunderte lang der bedeutendste Wallfahrtsort Spaniens, noch bedeutsamer als Santiago de Compostella. In Guadalupe soll auch Hernán Cortéz, der 1521 Mexiko eroberte, neun Tage und neun Nächte vor der Statue der Gottesmutter gebetet haben. Er trug auch stets eine Kette mit einem Medaillon mit dem Bild der Gottesmutter, die seine Schutzheilige war.

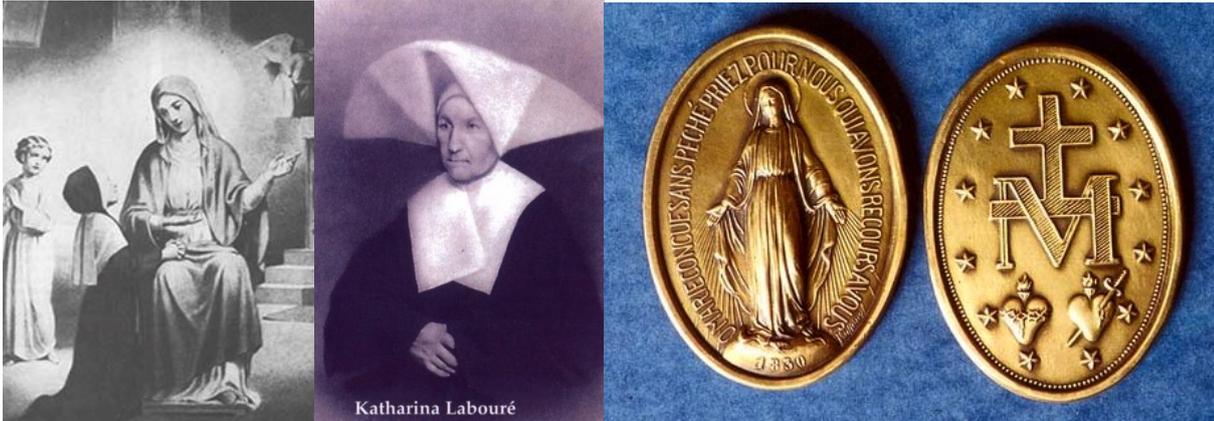
scher Gonzales; dann Juan Diego, seine Tilma öffnend; die Büste einer Frau und einen bärtigen Spanier. In der Mitte ist eine Eingeborenengruppe mit Kind zu sehen.

Der unerklärlich gute Erhaltungszustand von Gewebe und Bild stellt ein weiteres Rätsel dar, für das die Forschung keine Erklärung hat: die gewöhnliche Lebensdauer eines Kaktusfaserstoffes in der Art der Tilma beträgt höchstens 20 Jahre und ohne schützende Leimung hätte das Bild längst ruiniert sein müssen. Doch das Gewebe der berühmten Tilma weist nicht das geringste Zeichen eines Verfalls auf, und die ursprünglichen Farben sind bis heute wie neu: leuchtend und kraftvoll, farbfrisch wie am ersten Tag – im Gegenteil zu den Hinzufügungen und Änderungen. Das Bild widerstand den Witterungseinflüssen einer mit Salpeterpartikeln und Feuchtigkeit geladenen Atmosphäre in Nähe des Texcoco-Sees. Während der ersten 116 Jahre befand sich das Bild nicht hinter Glas, und Kapellen und Kirchen waren damals ohne Fensterglas. Das Bild widerstand dem Ruß und Qualm von Millionen von Kerzen und Weihrauch. Besonders der Rauch von Wachskerzen wirkt bekanntlich zerstörerisch, da er zersetzende Kohlenwasserstoffe und Ruß enthält. Der Ruß der ersten 116 glaslosen Jahre hätte das Bild bis zur Unkenntlichkeit schwärzen müssen. Das Bild widerstand dem ultravioletten Licht der Kerzen. Smith und Callahan, die Lichtmessungen durchführten, gaben kund: Die über 450 Jahre andauernde ständige Bestrahlung hätte die Farben längst zerstören müssen. Zu starkes ultraviolettes Licht bleicht die meisten Farben aus, seien sie organisch oder anorganisch. Vor allem blaue Farben verblassen. Mit den noch immer unidentifizierten Tilmabildfarben passiert dies offensichtlich nicht. Das Bild widerstand den Verschmutzungen durch Pilger. Schweiß und Schutz von Pilgerhänden, Tränen, Speichel usw.: Die Tilma wurde buchstäblich von Millionen frommer Pilger berührt und geküsst, von Kranken auf ihren Körper gelegt, Schmuckstücke, persönliche Gegenstände und Waffen wurden an ihr gerieben – selbst noch nach Anbringung des Schutzglases wurde das Bild immer wieder für prominente Pilger herausgenommen und berührt. Das Bild widerstand auch einem Säureunfall: 1791 goss aus Versehen ein Kirchendiener beim Reinigen des Rahmens eine Flasche Salpetersäure über die Tilma. Überraschenderweise ohne Schaden auf dem Bild anzurichten.

Wissenschaftler sind sich einig: Die gute Erhaltung von Gewebe und Bild ist rätselhaft und unerklärlich.

II.4. Die Marienerscheinungen in Paris (1830) vor der Vinzentinerin Katharina Labouré (1806–1876)⁸

1. Erscheinung in der Nacht vom 18. Zum 19. Juli: In der Nacht hört Katharina in der Zelle ihres Klosters in der Rue du Bac (Paris) dreimal ihren Namen. Ihr Schutzengel führt sie in Gestalt eines weiß gekleideten Knaben in die Kapelle. Er sagt: „Sieh da, die heilige Jungfrau“. Die heilige Jungfrau in weißem Gewand und blauem Schleier setzt sich im Chor der Kapelle auf einem Stuhl nieder. Katharina kniet vor ihr nieder und legt ihre Hände in Ihren Schoß. Maria sagt: „Mein Kind, ich will dir einen Auftrag geben“, wird aber noch nicht konkreter. Sie macht während des Gesprächs eine Prophezeiung: „der Thron wird gestürzt werden“. Tatsächlich kam es schon acht Tage nach der Erscheinung, am 27. Juli 1830 zur sog. Julirevolution gegen König Karl X. welche dem Traum von der Restauration des Ancien Régime ein Ende machte. Weiter lautete die Botschaft: „Die ganze Welt wird durch Übel aller Art in Aufregung versetzt ..., es wird auch Opfer beim Pariser Klerus geben. Der Erzbischof wird sterben ... in 40 Jahren.“ Auch dies erfüllte sich aufs Wort. 1870 wurde nach dem Ende des Deutsch-Französischen Krieges die Regierung von Napoleon III. gestürzt und im Anschluss daran 1871 in Paris die sog. „Pariser Kommune“ errichtet, die erste sozialistische Räterepublik der Geschichte. Bevor dieses Gesellschaftsexperiment nach 70 Tagen im Mai 1871 durch die französische Armee aufgelöst wurde, entschieden sich die Aufständischen, der Armee nur noch „verbrannte Erde“ zu hinterlassen: Sie verwüsteten in der „blutigen Maiwoche“ die Stadt, schändeten Kirchen und Klöster, ermordeten über 70 Geiseln, darunter viele Geistliche und den Pariser Erzbischof George Darboy.



2. Erscheinung im darauffolgenden Advent, am 27. November: Katharina betet in der Kapelle, die Jungfrau erscheint neben dem Altar, auf einer Halbkugel stehend, eine Schlange zu ihren Füßen. Von ihren Händen gehen Strahlen aus. Es bildet sich um die Gestalt ein ovaler Rahmen, auf dem in goldenen Buchstaben steht: „O Maria, ohne Sünde empfangen, bitte für uns, die wir zu dir unsere Zuflucht nehmen“. Katharina bekommt den Auftrag: „Lass nach diesem Muster eine Medaille prägen. Wer sie trägt, wird große Gnaden empfangen und die Gnaden werden überfließend sein für jene, die sie mit Vertrauen tragen.“ Dann wendet sich das Bild, Katharina sieht ein M, durch das ein Querbalken geht, auf dem ein Kreuz steht. Unter dem M sieht sie das Herz Jesu, von einer Dornenkrone umgeben, und das Herz Mariens, von einem Schwert durchbohrt. Um alles herum leuchtet ein Kranz von zwölf Sternen. Sie vernimmt die Worte: „Das M und die beiden Herzen sagen genug.“

3. Erscheinung im Dezember: Die Jungfrau wiederholt den Auftrag zur Prägung der Medaille, Dann sagt sie: „Meine Tochter, von jetzt an wirst du mich nicht mehr sehen, aber während des Gebetes wirst du meine Stimme hören!“

Katharina teilte all dies ihrem Beichtvater, dem Vinzentiner P. Aladel mit. Dieser war skeptisch und verbot ihr, daran zu denken. Er teilt die Sache aber 1832 dem Bischof von Paris, Erzbischof Hyacinth Ludwig Quélen mit, der alsbald die Medaille prägen ließ, die heute viele Katholiken in der ganzen Welt tragen. Viele Wunder machten die Medaille sehr populär und führten zur Bezeichnung „Wundertätige Medaille“. Katharina arbeitete zeitlebens als Krankenschwester in einem Altersheim; es wurde erst kurz vor ihrem Tode (1876) bekannt, dass Sie es war, die nach einer Marienerscheinung den Auftrag zum Prägen der Medaillen gegeben hatte. Sie wurde 1933 seliggesprochen, und bei der Exhumierung stellt sich heraus, dass ihr Leib unverwest geblieben ist. Er ist heute in einem Glassarg in der Kapelle in der Rue du Bac / Paris zu sehen. Ihre Heiligsprechung erfolgte im Jahre 1947. Ihr Gedenktag ist der 31. Dezember.



⁸ Vgl. Erbes, Peter Joseph, Strahlende Hände über Paris. Katharina Labouré und der Siegeslauf der Wunderbaren Medaille, Wiesbaden 1952.

II.5. Die Marienerscheinungen in Lourdes (1858) vor der Müllerstochter Bernadette Soubirous (1844–1879)

1 Erscheinung: Donnerstag, 11. Februar

Die 14-jährige Bernadette Soubirous geht mit ihrer Schwester und einer Freundin Holz sammeln. Bernadette hört ein Sausen und bemerkt, dass sich trotz völliger Windstille der wilde Rosenstrauch vor der Felsnische am Massabielle bewegt. Ein geheimnisvolles Licht erfüllt die Grotte, dann sieht Bernadette „eine weiß gekleidete Dame: Sie hatte ein weißes Kleid, einen blauen Gürtel und eine goldene Rose in der Farbe ihres Rosenkranzes auf jedem Fuß. Als ich das sah, rieb ich mir die Augen, weil ich dachte, mich zu täuschen. Ich steckte die Hand in meine Tasche; dort fand ich meinen Rosenkranz. Ich wollte mich bekreuzigen, konnte aber die Hand nicht zur Stirn heben: Sie zitterte und fiel mir herunter... Die Dame bekreuzigte sich. Ich versuchte, es auch zu machen, und jetzt konnte ich es. Sobald ich das Kreuzzeichen gemacht hatte, war jede Furcht verschwunden. Ich kniete mich hin und betete meinen Rosenkranz; die Dame ließ die Perlen ihres Rosenkranzes durch die Hand gleiten, bewegte dabei aber nicht die Lippen. Als ich meinen Rosenkranz beendet hatte, machte sie mir Zeichen, näherzukommen. Aber ich wagte es nicht, und so verschwand sie plötzlich“ (nach dem ersten handschriftlichen Bericht von Bernadette, 28. Mai 1861).

2. Erscheinung: Sonntag, 14. Februar

Bernadette kommt mit ihren beiden Gefährtinnen wieder zur Grotte. Die Kinder beginnen den Rosenkranz, „die Dame“ erscheint, aber nur Bernadette sieht sie, sie besprengt die Erscheinung mit Weihwasser; die Dame verneigt sich und schreitet bis zum Rand des Felsens vor. Nach dem letzten Ave des Rosenkranzes verschwindet sie wieder.

3. Erscheinung: Donnerstag, 18. Februar

Bernadette nimmt Papier und Feder mit, damit die Dame ihren Wunsch aufschreibe. Dreimal wiederholt das Mädchen seine Bitte; die Dame lächelt und sagt: „Wollen Sie die Güte haben, 14 Tage lang hierherzukommen?“ Bernadette verspricht es. Schließlich: „Ich verspreche Ihnen nicht, Sie in dieser Welt glücklich zu machen, sondern in der anderen“. Auf die Frage, ob auch ihre Begleiterinnen wiederkommen dürfen, antwortet die Erscheinung: „Ja, ich wünsche viele Leute hier zu sehen.“

Bernadette geht wie versprochen weiter zur Grotte. Immer mehr Menschen wollen bei den Erscheinungen dabei sein, auch wenn nur Bernadette die „Dame“ hört und sieht. Bei der vierten Erscheinung sind es acht, am nächsten Tag 020, bei der sechsten Erscheinung schon 100, bei der fünfzehnten über 20.000.

9. Erscheinung: Donnerstag, 25. Februar

Die Dame erteilt Bernadette den Auftrag: „Und nun trinke und wasche dich in der Quelle“. Sie geht sie auf den Knien in Richtung des Flusses Gave, hält inne, steht auf und kehrt dann wieder zur Grotte zurück. Schließlich kniet sie sich auf den Boden und beginnt, mit beiden Händen zu graben, bis ein kleines Loch entsteht, in dem Wasser zusammenläuft. Unter den grabenden Händen des Mädchens entspringt im linken Teil der Höhle eine Quelle. Den Schlamm nimmt sie in beide Hände und führt ihn zum Gesicht, schüttet ihn aber dann mit einem Ausdruck des Abscheus wieder weg. Das wiederholt sich zweimal: Sie scheint das schlammige Wasser trinken zu wollen, aber ihr Widerwillen gegen das Schmutzwasser ist zu groß. Beim vierten Mal überwindet sie ihre Abneigung: Sie trinkt das Wasser und „wäscht“ sich damit, eher schmiert sie sich den Schlamm ins Gesicht. Als Bernadette wieder aufsteht und alle ihr verschmiertes Gesicht sehen können, erschrecken sie und erklären sie für „verrückt“. Andere urteilen, enttäuscht und verständnislos über das Gesehene, härter: Für sie ist Bernadette jetzt nur noch „une petite merdeuse“ (etwa: ein Dreckskind).

Bernadette erklärte ihr Verhalten: „Sie sagte mir: Trinken Sie aus der Quelle und waschen Sie sich darin. ... Weil ich kein Wasser sehen konnte, ging ich zum Gave. Aber sie gab mir Zeichen und deutete mir mit dem Finger, unter den Felsen zu gehen. Ich begann zu graben und fand etwas Wasser wie eine Pfütze – so wenig, dass ich es mit Mühe in die hohle Hand nehmen konnte. Dreimal schüttete ich es weg, weil es so schmutzig war. Beim vierten Mal konnte ich davon trinken“. Das schmutzige Wasser beginnt sich in den kommenden Tagen zu klären, die Quelle beginnt zu fließen.

Am folgenden Tag bleibt die Erscheinung aus. Es geschieht das erste Wunder: Der Steinbrucharbeiter Bouriette wird durch das Wasser der Quelle geheilt; sein rechtes, von Steinsplittern zerstörtes Auge erhält die Sehkraft wieder.

13. Erscheinung: Dienstag, 2. März

Die Dame befiehlt Bernadette abermals, den Priestern zu sagen, dass sie eine Kapelle errichtet haben will. Sie fügt hinzu: „Ich will, dass man in Prozessionen hierher zieht.“ Nach der Erscheinung geht Bernadette zum Pfarrhaus, um dem Pfarrer Peyramale die Botschaft der Dame auszurichten.

16. Erscheinung: Donnerstag, 25. März (Maria Verkündigung)

Am frühen Morgen des Festes der Verkündigung des Herrn fühlt sich Bernadette wieder unwiderstehlich zur Grotte hingezogen. Von einer inneren Stimme getrieben, eilt Bernadette am Morgen zur Grotte. Die Nische ist schon von Licht erfüllt, die Dame wartet schon. Nach Beendigung des Rosenkranzes fragt sie, wie sie es sich zurechtgelegt hat: „Made-moiselle, würden Sie mir bitte die Güte erweisen, mir zu sagen, wer Sie sind?“. Die „Dame“ lächelt, antwortet aber nicht. Bernadette wiederholt ihre Bitte zweimal, jedesmal lächelt die Dame. Aber Bernadette lässt nicht locker, und beim vierten

Mal bekommt sie eine Antwort: Die „Dame“ öffnet ihre gefalteten Hände und breitet sie zur Erde aus. Dann faltet sie die Hände wieder über der Brust, hebt die Augen zum Himmel und sagt (im örtlichen Dialekt): „Que soy era Immaculada Councepciou.“ (Ich bin die Unbefleckte Empfängnis.) Auf dem Weg zum Pfarrer sagt Bernadette diesen ihr völlig fremden Ausdruck ununterbrochen vor sich hin, um ihn nicht zu vergessen.

17. Erscheinung: Ostermontag, 5. April

Eine geheimnisvolle Kraft zieht Bernadette zur Grotte. In der linken Hand den Rosenkranz, in der rechten eine brennende Kerze, hat sie wieder die Erscheinung. Durch eine Bewegung gerät die Seherin mit der Kerze unter ihre linke Hand, die Flamme schlägt zwischen den Fingern durch. Dieses „Kerzenwunder“ dauert eine Viertelstunde. Doktor Douzous, der neben Bernadette steht, kann keinerlei Verbrennungen feststellen.

18. Erscheinung: 16. Juli (Maria vom Berge Karmel)

Als Bernadette gegen Abend in der Pfarrkirche betet, erwacht wieder die innere Stimme, die sie zur Grotte drängt. Zum letztenmal öffnet sich dem Kind der Himmel, die allerseligste Jungfrau lauscht dem Gebet des Rosenkranzes und verschwindet dann – ohne ein Wort zu sagen – für immer.

In Lourdes hat es seit den Erscheinungen viele Heilungen gegeben, die medizinisch nicht erklärbar sind. Von bisher über 7.000 registrierten außergewöhnlichen Heilungen, die im Gebet und im Zusammenhang mit dem Wasser der Grotte geschehen sind, wurden vom Internationalen Ärztebüro ungefähr 2.500 als „extramedikal“, das heißt, als wissenschaftlich momentan nicht erklärbar eingestuft. Solche Heilungen müssen medizinisch zweifelsfrei dokumentiert sein, spontan geschehen, vollständig und andauernd sein. Dazu gehören beispielsweise Knochenbrüche, die augenblicklich verheilt sind, vollständige Heilung von Multipler Sklerose oder bösartige Tumore, die sich spontan komplett zurückbildeten. Eine gesundheitliche Besserung oder der Stillstand einer Krankheitsentwicklung werden also nicht zu dieser Kategorie gezählt. Von diesen extramedikalen Heilungen hat die Kirche bisher 69 als Wunder anerkannt.

Um Vorwürfen der Manipulation oder Einseitigkeit (eventueller „Wundersucht“) vorzubeugen, wird das ständige Ärztekomitee von Lourdes immer auch mit Nichtkatholiken, Nichtchristen und atheistischen Ärzten besetzt. Es entscheidet ausschließlich nach medizinisch wissenschaftlichen Kriterien. Für jeden interessierten Mediziner steht im Ärztebüro die ausführliche Dokumentation jeder Krankengeschichte zur Einsicht offen.

Der Bischof von Tarbes, Bertrand Laurence, setzte am 28. Juli 1858 eine Untersuchungskommission ein, die die Seherin eingehend verhörte. Im Hirtenbrief vom 18. Januar 1862 anerkannte er den übernatürlichen Charakter der Erscheinungen; am 14. Oktober wurde mit dem Bau der Wallfahrtskirche begonnen. Bernadette wurde 1866 Ordensschwester in Nevers und starb dort 35-jährig an Knochentuberkulose. Ihr im Jahre 1909 exhumierter Leichnam war unverwest. Sie wurde 1925 selig- und 1933 heiliggesprochen. Ihr Leichnam liegt in einem Glassarg in Nevers. Ihr Gedenktag ist der 16. April. Am 11. Februar feiert die Kirche außerdem den ersten Tag der Erscheinungen von Lourdes.



Aus dem Kommentar zu den Erscheinungen von Lourdes von Dr. theol. François Reckinger, *Die Marienerscheinungen der Neuzeit*, in: Stumpf, Gerhard (Hg), *Maria – Mutter der Kirche*, 12. Theol. Sommerakademie Dießen 2004, Landberg 2004, S. 201-258], S. 232-236:

Von großer Bedeutung ist auch die Armut, in der Bernadette mit ihrer Familie gelebt hat ... Als beide Eltern 1856 keine Arbeit mehr fanden und ihre Miete nicht mehr zahlen konnten, wurden sie vom Vermieter einfach auf die Straße gesetzt und fanden Aufnahme nur noch im „Cachot“ – das ist ein altes französisches Wort für Dunkelzelle oder Verlies. Als Gefängnis hatte man den Raum schon 1824 wegen Ungesundheit, Nässe und Gestank aufgegeben, hielt ihn aber noch für gut genug, um dort spanische Saisonarbeiter unterzubringen. Jetzt bot ihn der Besitzer, ein Vetter der Soubirous, diesen an, und es blieb ihnen nichts anderes übrig, als dort einzuziehen. Während der Hungersnot 1856 bemerkte eine junge, wohlhabende Frau in der Pfarrkirche der Stadt außerhalb der Gottesdienstzeiten einen kleinen Jungen, der das von Kerzen heruntergefallene Wachs zusammenkratzte und es aß, um dem Hunger zu wehren. Es war Jean-Marie, der kleine Bruder von Bernadette.

Bernadette ist gerade, aufrichtig, ehrlich bis auf die Knochen, uninteressiert am Besitz ebenso wie am Beifall der Menschen – eine gute Voraussetzung für die Glaubwürdigkeit ihrer Visionen. Sie ist zudem ein ganz normales Mädchen, das mit beiden Füßen auf dem Boden steht – ein weiterer großer Pluspunkt. Sie bewährte sich, seit sie mit ca. 12 Jahren zu arbeiten angefangen hatte: erst als Haushaltshilfe und Kellnerin bei ihrer Tante, die ein Wirtshaus führte, danach als Schäferin und Mädchen für alles bei ihrer Amme in Bartrès. Aus ihrer Zeit als Kellnerin ist bezeugt, dass sie das Zinnmaß, mit dem Wein aus dem Fass gezapft und in Flaschen abgefüllt wurde, jeweils so voll laufen ließ, dass darin nach Abfüllen der Flasche noch ein wenig übrig blieb. Diesen Rest gab sie dann ihrer Kollegin oder anderen zu trinken. Wein wurde damals, und wohl gerade von Menschen, die vielfach hungerten, als Stärkungsmittel angesehen.

Hochinteressant ist die Entwicklung der Seherin nach den Erscheinungen in den Jahren 1860–1864, da sie mit 16–20 Jahren im Hospiz der Schwestern in Lourdes untergebracht ist und dort zusammen mit erheblich jüngeren Mädchen die Schule besucht. ... Bernadette verbreitete Fröhlichkeit auf Schritt und Tritt – „ein bisschen zu viel, so meint(e) man damals“ –, in der Pause, gelegentlich auch im

Unterricht: so etwa, als sie von ihrem Schnupftabak, der ihr wegen ihres Asthmas ärztlich verschrieben war, vor einer Schulstunde großzügig an ihre Mitschülerinnen austeilte. Sie hätte bei rechtzeitiger Einschulung offenbar auch eine gute Juristin oder Moraltheologin werden können. Denn eines Tages hat sie ein Beispiel perfekter Kasuistik hingelegt, als sie auf der ersten Etage des Internates mit einer zehnjährigen Mitschülerin am Fenster stand und beide die schönen Erdbeeren im Garten bewunderten. Erdbeeren zu pflücken war nicht ausdrücklich verboten, wohl aber, in den Garten zu gehen. Bernadette fand einen Ausweg: „Ich werfe meinen Schuh aus dem Fenster, dann hast du einen wichtigen Grund, um in den Garten gehen zu dürfen, und du bringst dann einfach Erdbeeren mit.“

Was die Seherin ihren Mitschülerinnen dagegen immer verweigert hat, war, über die Erscheinungen zu reden. Diese Normalität, Fröhlichkeit und geistige Gesundheit sind ein großer Pluspunkt für ihre Glaubwürdigkeit. Ebenso, dass sie über das Besondere in ihrem Leben, die Erscheinungen, nur kurz und bündig Rede und Antwort stand, wenn es nötig war. Diesem Mädchen nun hat Maria bei ihren Begegnungen nicht nur zugelächelt, wie bei der zweiten Erscheinung, als Bernadette sie auf Anraten von Bekannten, für den Fall, dass es der Teufel wäre, mit Weihwasser besprenge, sondern sie hat mit ihr auch gelacht: bei der dritten Erscheinung, als Bernadette ihr, wiederum auf Anraten anderer, Feder und Papier hinhielt, damit sie ihren Namen darauf schreibe, und die Dame dazu erklärte: „Das ist nicht nötig“; und noch einmal, als Bernadette bei der 16. Erscheinung auf Wunsch des Pfarrers auf jeden Fall ihre Identität erfahren wollte und sich bei der gut vorbereiteten entsprechenden Frage ein paar Mal verhaspelte. In den Erscheinungen erweist Maria in der Person der Bernadette den Armen die Ehre, die ihnen dem Evangelium nach zukommt und die ihnen in der damals sich noch christlich nennenden Gesellschaft und in der Kirche vorenthalten wurde. Sie fertigt sie nicht ab, wie der Pfarrer es mit ihr und ihren Tanten gemacht hat, als sie zum ersten Mal zu ihm kamen, um ihm den Wunsch der Dame nach Prozessionen und einer Kapelle zu überbringen. Sie redet Bernadette mit Sie an und fragt sie: „Wollen Sie die Güte haben, vierzehn Tage lang hierher zu kommen?“ Auf die Zusage der Seherin erfolgt die Verheißung: „Ich verspreche nicht, Sie in dieser Welt glücklich zu machen, sondern in der anderen.“ Als sie ihre Gesprächspartnerin zum ersten Mal einlädt zur Buße, zum Gebet für die Sünder und dazu, auf den Knien in die Grotte hinaufzurutschen und die Erde zu küssen als Buße für die Sünder, da fragt sie sie, „ob ihr das etwas ausmachen würde“. Verbunden mit der Zuwendung Marias zu den Armen leuchtet im prophetischen Zeugnis der Bernadette die Liebe zur Armut und die Abwehr aller Geschenke auf – Geschenke, die jetzt, nachdem die Erscheinungen bekannt geworden sind, in Hülle und Fülle angeboten werden. Bernadette ist in diesem Punkt eisern und verlangt auch von ihren Angehörigen, dass sie jegliche Spende ablehnen. Als ihr kleiner Bruder einmal als Dank für eine Dienstleistung von einer Besucherin der Grotte ein Geldstück erhielt und annahm, handelte er sich von der Seherin eine schallende Ohrfeige ein und musste das Geschenk umgehend zurückbringen (die Erziehungsmethoden im Haus Soubirous waren für unsere Begriffe etwas rau, und „schlagende Argumente“ wurden nicht grundsätzlich als Gegensatz zur Liebe empfunden).

Bei der 15. Erscheinung, am letzten der vierzehn Tage, für die die Jungfrau Bernadette eingeladen hatte, erwarteten viele in der riesigen Menge der Teilnehmer ein Wunder. Als die Erscheinung abgelaufen und kein Wunder bekannt geworden war, strömte ein großer Teil dieser Menschenmenge zur Elendswohnung der Soubirous, und sie verlangten immer wieder, Bernadette zu sehen. Ihre Eltern, die angesichts der Belagerung nicht mehr ein und aus wussten und einer Erstürmung des Hauses oder dessen Abtragen zwecks Reliquiengewinnung zuvorkommen wollten, öffneten schließlich die Tür und ließen die Hereindrängenden nacheinander an ihrer Tochter vorbei-defilieren. Ihre Zahl wird auf ca. 10.000 geschätzt. Nach mehreren Stunden war Bernadette vor lauter Händeschütteln, Umarmen und Küssen ganz erschöpft und fand sich am Ende mit einer Frau wieder, die absichtlich gewartet hatte, um als Letzte dranzukommen und ein Geschenk loszuwerden. Als sie mit Geld keinen Erfolg hatte, zog sie eine Orange aus ihrer Handtasche, damals ein neues Produkt auf dem Markt. Diese hat Bernadette dann für einmal angenommen, unter der Bedingung, dass die Besucherin zum Mittagessen dableibe. Auf diese von niemandem vorhergesehene und geplante Weise bekam eine riesige Menschenmenge von überall her zu sehen und zu riechen, in welchem Elend Angehörige, Bekannte, Gesellschaft, Staat und Kirche die Familie Soubirous hatten sitzen lassen und dass hier nicht einmal ansatzweise geschehen war, was die Apostelgeschichte von der Urgemeinde berichtet, nämlich dass es unter ihren Mitgliedern keinen gab, der Not litt, weil die Besitzenden ihr Eigentum zur Verteilung an die Bedürftigen zur Verfügung stellten. Für die Echtheit der Erscheinungen legte Bernadette mit ihrer Haltung gegenüber dem Besitz ein erstklassiges Zeugnis ab.

Noch ein Letztes ist hervorzuheben: die Furchtlosigkeit und Schlagfertigkeit der Seherin bei Kontakten mit Vertretern der öffentlichen Macht. Dies zeigt sich einmal am 28. Februar, als ein Polizist sie auf Anweisung hin festgenommen hat, um sie zum Staatsanwalt und dem Untersuchungsrichter zu bringen, und sie zu ihm sagt: „Halten Sie mich gut fest, sonst laufe ich weg.“ Der Polizist berichtet in einer privaten Niederschrift voll Bewunderung von der Art, wie sie anschließend den Untersuchungsrichter bei seinem Verhör mit (illegalem) Einschüchterungsversuch an die Wand gespielt hat: „Wir werden dich einsperren. Was machst du bei der Grotte? Wir bringen dich ins Gefängnis.“ – „Ich bin bereit. Bringen Sie mich hin. Aber es muss fest gebaut und gut verschlossen sein, sonst werde ich ausbrechen.“ – „Du musst aufhören, zur Grotte zu gehen.“ – „Ich werde nicht darauf verzichten.“ Zu diesem Zeitpunkt hatte der diesmal offenbar nur zuhörende Staatsanwalt seine eigene Erfahrung mit Bernadette schon hinter sich. Am 25. Februar hatte er sie in Gegenwart ihrer Mutter zwei Stunden lang verhört. Dabei hatte er die beiden seine Verachtung, die auch in seinen Berichten über die Familie Soubirous zum Ausdruck kommt, deutlich spüren lassen, indem er sie die ganze Zeit hindurch stehen ließ. Nachdem es ihm, wie kurz vorher schon dem Polizeikommissar, nicht gelungen war, sie in Widersprüche hinsichtlich der Erscheinungen zu verwickeln, blieb auch ihm am Ende nichts anderes übrig, als ihr zum Schein mit dem Gefängnis zu drohen. Dabei blieb sie unerschütterlich, nur ihre Mutter brach in Tränen aus und wäre vor Müdigkeit beinahe hingefallen. Da endlich bot der Beamte den beiden Stühle an – aber Bernadette lehnte für ihren Teil ab mit den Worten: „Nein, wir könnten sie noch schmutzig machen“, und setzte sich im Schneidersitz auf den Boden. In dieser Szene zeigt sich der gesunde Stolz einer Armen, die bereit ist, gewaltfrei für die Anerkennung der Würde der Armen zu kämpfen.

II.6. Die Marienerscheinungen von Fatima / Portugal vor drei Hirtenkindern (1917)



Lucia dos Santos (1907-2005), St. Francisco Marto (1908-1919) und St. Jacinta Marto (1910-1920):

Vorbereitende Engelsvisionen:

1. Sommer 1915: Lucia sieht über Bäumen eine Wolke, die die Gestalt eines Menschen annimmt und sich wieder auflöst.
2. Frühjahr 1916: Sie sieht mit Francisco und Jacinta wieder diese Gestalt, die sich nun auf die Erde kniet, seine Stirn bis zum Boden beugt und sie ein Gebet sprechen lehrt: „Mein Gott, ich glaube an dich, ich bete dich an, ich hoffe auf dich und ich liebe dich. Ich bitte um Verzeihung für jene, die nicht glauben, dich nicht anbeten, auf dich nicht hoffen und dich nicht lieben“. Die Gestalt stellt sich vor als „Engel des Friedens“.
3. Sommer 1916: Der Engel erscheint wieder, ermahnt zu Gebet und Annahme der kommenden Leiden zur Sühne für die Sünden. Er stellt sich vor als „Schutzengel Portugals“.
4. Herbst 1916: Der Engel erscheint zum dritten Mal mit Hostie und Kelch, reicht die Hl. Kommunion und lehrt die Kinder folgendes Gebet: „Allerheiligste Dreifaltigkeit Vater, Sohn und Heiliger Geist, in tiefer Ehrfurcht betet ich euch an und opfere euch auf den heiligen Leib, das Blut die Seele und die Gottheit unseres Herrn Jesus Christus, der in allen Tabernakeln der Erde gegenwärtig ist, zur Sühne für die Schmähungen, Entweihungen und die Gleichgültigkeit, durch die er selbst beleidigt wird. Durch die unendlichen Verdienste seines Heiligsten Herzens und jene des unbefleckten Herzens Mariens bitte ich euch um die Bekehrung der Sünder.“

Marienerscheinungen:

1. 13. Mai 1917: auf einem Landstück, der Cova da Ira, erscheint den drei Kindern eine Dame über einer kleinen Steineiche (von nur einem Meter Höhe) schwebend. Sie erklärt, vom Himmel zu kommen und trägt den Kindern auf, in den folgenden Monaten, jeweils am 13., wieder zur Cova da Ira zu kommen. Sie verspricht den Kindern, dass sie in den Himmel kommen werden. – Jacinta erzählt ihrer Mutter davon, die ihr nicht glaubt, aber das ganze Dorf weiß bald davon.
2. 13. Juni 1917: über fünfzig Personen sind mit den Kindern am Erscheinungsort. Die Dame erklärt, dass sie Jacinta und Francisco bald holen wird [beide starben tatsächlich 2-3 Jahre später an der Spanischen Grippe], während Lucia noch etwas dableiben würde [sie wurde fast 100 Jahre alt]. Die Leute sahen die Dame nicht und hören nicht ihre Worte, vernehmen aber ein Geräusch wie ein Murmeln, ein Summen einer Biene oder den Ton einer entfernten Stimme, hörten beim Weggang der Dame einen Donnerschlag und sahen über der Eiche eine Wolke; ferner waren nach der Erscheinung die Zweite der Eiche ist östlicher Richtung geneigt.
3. 13. Juli 1917: zwei- bis dreitausend Personen waren anwesend. Die Kinder bekamen „drei Geheimnisse“ mitgeteilt, die sie erst später offenbaren durften, während die Umstehenden die schon bekannten Phänomene sehen und hören:
Erstes Geheimnis: Eine symbolische Vision der Hölle, Verbunden mit der Mahnung, für die Bekehrung der Sünder zu beten.
Zweites Geheimnis: Die Voraussage, dass der 1. Weltkrieg bald zu Ende geht, dann aber, falls sich die Menschen nicht bessern, noch ein weiterer, noch schlimmerer Krieg folgen werde (beide Geheimnisse wurden erst 1941 veröffentlicht; aber schon 1920 wurde etwas bekannt, indem die sterbenskranke Jacinta 1920 im Krankenhaus verschiedene Andeutungen machte, die 1927 in dem Buch „Die großen Wunder von Fatima“ veröffentlicht wurden: Jacinta erwähnte „die großen Weltereignisse, die um 1940 geschehen sollten“), außerdem werde Russland seine Irrtümer in der Welt verbreiten, am Ende aber sich bekehren.
Drittes Geheimnis: Die Vision, dass ein in weiß gekleideter Bischof, der Papst, von Feuerwaffen tödlich getroffen würde (1944 in einem Brief an den Papst gesandt, dessen Inhalt aber erst 2000 bekannt gemacht wurde).⁹
4. 13. August 1917: fünfzehn- bis zwanzigtausend Personen waren anwesend, aber die Kinder kamen nicht, weil sie für einige Tage im Gefängnis festgehalten wurden. Die Menschen erleben am Erscheinungsort einen Donnerschlag, sehen einen Blitz und eine Wolke. Den Kindern erscheint Maria am 19. August an einem anderen Ort und bittet sie, am nächsten Monat wieder zu kommen.
5. 13. September 1917: 25.000 bis 30.000 Personen waren anwesend, die Dame kündigt an, dass im Oktober ein Wunder wirken wird. Die Menschen sehen verschiedene Phänomene, eine leuchtende Kugel, eine Wolke oder Regen von weißen Rosenblättern.
6. 13. Oktober 1917: fünfzig- bis siebzigtausend Personen sind anwesend. Die Dame erklärt, sie sei die Königin des Rosenkranzes, und verlangt, dass hier eine Kirche erbaut werden soll. Sie verabschiedet sich. Alle anwesenden Personen erleben daraufhin das sog. Sonnenwunder: Die Sonne schien sich zu drehen und in einem Zickzackkurs auf die Erde zuzustürzen. Das Phänomen war im Umkreis von 40 km zu sehen: Alle sehen es, auch Atheisten, und es kommt zu einer Massenbekehrung.
7. 10. Dezember 1925: Lucia, die inzwischen Ordensfrau geworden ist, hat im Kloster eine weitere Erscheinung, in der Maria erklärt, sie werde allen Menschen in der Todesstunde mit allen zur Rettung der Seele notwendigen Gnaden beistehen, „die fünf Monate lang jeweils am ersten Samstag beichten, die heilige Kommunion empfangen, einen Rosenkranz beten und mir während 15 Minuten durch Betrachtung der 15 Rosenkranzgeheimnisse Gesellschaft leisten in der Absicht, mir dadurch Sühne zu leisten“. In einer Folgeerscheinung am 15. Februar 1926 erklärt Jesus, die Beichte könne auch mehr als acht Tage vor dem Samstag sein.
8. 13. Juni 1929: Lucia wird in einer weiteren Erscheinung mitgeteilt, dass der Papst vereint mit allen Bischöfen der Welt Russland dem unbefleckten Herzen Mariens weihen soll, damit es gerettet werde.

Nach eingehender Untersuchung der Vorfälle erkannte Bischof Dom Jose Alves Correia da Silva die Ereignisse als übernatürlich an, und verkündete dies offiziell durch einen Hirtenbrief im Okt. 1930. Papst Pius XII., der am Fatimatag, den 13. Mai 1917 zum Bischof geweiht worden war, erklärte: „Die Botschaft von Fatima ist das stärkste Eingreifen Gottes durch Maria in der Geschichte der Kirche und Menschheit seit dem Tod der Apostel“. Pius XII. selbst soll 1950 in den vatikanischen Gärten an drei aufeinander folgenden Tagen ein Sonnenwunder gesehen haben, und nahm 1952 eine Weihe Russlands an das unbefleckte Herz Mariens vor, allerdings nicht zusammen mit den Bischöfen. Ein Jahr später, 1953, starb Josef Stalin, was zu einer spürbaren Verbesserung der Lage in Russland führte.

Das Attentat auf Papst Johannes Paul II. am 13. Mai 1981 (dem Fatimatag) wurde von diesem Papst als Erfüllung des dritten Geheimnisses von Fatima gedeutet. Er weihte am 25. März 1984 zusammen mit hunderten von Bischöfen (auch orthodoxen) die Welt an das Unbefleckte Herz Mariens, wobei er selbst Russland erwähnte, obgleich das Land im offiziellen Text nicht genannt wurde. Ein Jahr später (1985) kam es in Russland zur Perestroika (Umgestaltung) und Glasnost (Neue Offenheit) unter Gorbatschow, was innerhalb weniger Jahre zum Ende des Kommunismus und zur Auflösung des Ostblocks führte (Ende der Sowjetunion 1991, zuvor Fall der übrigen kommunistischen Regime des Ostblocks, z.B. Mauerfall 1989, Ende der DDR und Deutsche Einheit 1990).

⁹ Vgl. Joseph Ratzinger, Die Botschaft von Fatima, 2000 (online auf der Homepage des Vatikan: http://www.vatican.va/roman_curia/congregations/cfaith/documents/rc_con_cfaith_doc_20000626_message-fatima_ge.html), abgerufen 19.01.2013).

Zu Fatima allgemein vgl. Michael Hesemann, Das Fatima-Geheimnis, Rottenburg 2002.